

Aufruf zur Sammlung von Volksliedern in Oberschlesien

Eine der stärksten und ursprünglichsten Äußerungen gesunden Volkstums ist das Volkslied. Der Sammlung und Erforschung des Volksliedes in Oberschlesien widmen sich, anknüpfend an die Arbeiten eines Hoffmann von Fallersleben, eines Roger oder Roschyn und in freundschaftlicher Zusammenarbeit mit ähnlichen Bestrebungen im übrigen Deutschland, fleißige und opferwillige Kräfte. Aber noch ist manches alte Volksgut auf dem durchaus nicht armen Gebiete des Volksliedes in Oberschlesien nicht erfasst und geht unrettbar für immer verloren, wenn es nicht in letzter Stunde aufgezeichnet und gesammelt wird.

Im Rahmen der Vereinigung für obererschlesische Heimatkunde hat sich deshalb der unterzeichnete Ausschuss zur Sammlung obererschlesischer Volkslieder gebildet, der hiermit zur Sammlung der Volkslieder in Oberschlesien aufruft. Diese Sammelarbeit darf nicht das Werk einiger weniger bleiben, sondern an ihr sollen sich alle beteiligen, die sich ihrer obererschlesischen Heimat verbunden fühlen und die in der Lage sind, einen Baustein, und sei er noch so klein, beizutragen.

Die Eingänge werden in dem bereits vorhandenen obererschlesischen Volksliedarchiv in Beuthen gesammelt und geordnet und sicher aufbewahrt, um dann auch kritisch gesichtet und veröffentlicht zu werden. So wird beispielsweise schon jetzt daran gedacht, aus den Schätzen des Volksliedarchivs gedruckte Liederfassungen herauszugeben, damit unsere Volkslieder auch allgemein bekannt bleiben und weiter klingen von Geschlecht zu Geschlecht.

In den einzelnen Kreisen werden im Anschluß an die heimatkundlichen Arbeitsgemeinschaften besondere Volksliedwarten eingerichtet, deren Anschriften wir noch besonders bekanntgeben. Alles Nähere wird in einem besonderen Merkblatt zur Sammlung von Volksliedern in Oberschlesien gesagt, das im Aprilheft der Monatschrift „Der Oberschlesier“, wie auch in anderen Zeitschriften und in der Tagespresse veröffentlicht werden soll. Alle Einsendungen und Anfragen sind zu richten an den Leiter des Volksliedarchivs, Mittelschullehrer Alfons Perlitz-Rokitnick. (Anschrift: Oberschlesisches Volksliedarchiv, Beuthen, Altes Rathaus.)

Der Oberpräsident
der Provinz Oberschlesien
Dr. Proske

Der Landeshauptmann
der Provinz Oberschlesien
Piontek

Der Arbeitsausschuß zur Sammlung obererschlesischer Volkslieder
Regierungsdirektor Dr. Weigel
i. Vorsitzender

Mittelschullehrer Alfons Perlitz
Obmann und Leiter des obererschlesischen Volksliedarchivs

Lehrer Hugo Gnielczyk-Hohndorf — Laubstummeneroberlehrer Georg Hykel-Ratibor — Musikdirektor Jaschke-Beuthen — Studienassessor Dr. Mak-Gleiwitz — Rektor Mücke-Gr. Strehlitz — Professor Dr. Neumann-Neisse — Universitätsprofessor und Musikdirektor Dr. Schneider-Breslau — Universitätsprof. Geheimrat Dr. Siebs-Breslau — Rektor Karl Czodroß-Colonnowska.

*

Anm. d. Schriftl.: Das in obigem Aufruf erwähnte Merkblatt ist auf S. 205 dieses Heftes veröffentlicht; dort sind auch die in den einzelnen Kreisen bereits eingerichteten Volksliedwarten genannt.

Ziele des neuzeitlichen Bauschaffens

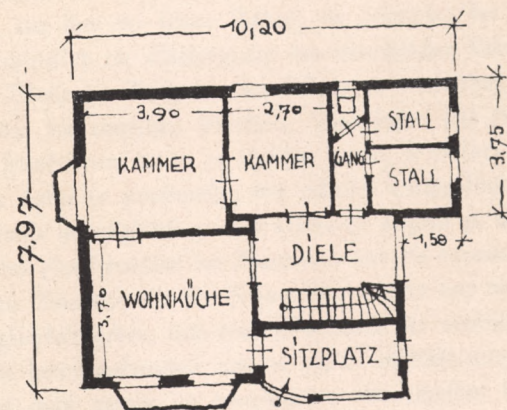
Von Regierungs- und Baurat Niemeyer-Doppel

Wenn man den Gründen nachgeht, die im vergangenen Jahrhundert zu einer unendlichen Reihe von Versuchen führten, um zu einer großen Linie und einer wirklichen Weiterentwicklung der Baukunst zu kommen, und dabei immer wieder feststellen muß, daß fast alle Versuche zum Scheitern verurteilt waren, obwohl sich die besten Kräfte bemühten, so liegt es letzten Endes daran, daß eine große Kulturwelle mit dem Beginn des 19. Jahrhunderts ihren Abschluß fand und gleichzeitig mit dem Einsetzen der französischen Revolution ein neues Zeitalter heranbrach, das Zeitalter einer geistigen Umgestaltung, das Zeitalter der Technik, dessen erste Entwicklungsperiode mit dem Abschluß des Weltkrieges zu Ende kam. Dieses Zeitalter führte auf dem Gesamtgebiete der Technik zu einer Fülle von neuen Erfindungen, führte auf dem Gebiete des Bauwesens zu einer ungeahnten Entwicklung neuer Baustoffe — man denke insbesondere an die Verwendung des Eisens, des Betons und Eisenbetons — und muß auch zu einer gänzlichen Umgestaltung der bisherigen Bauverfahren und Baumethoden führen. Außerlich drückte sich dieser Umbildungsprozeß im Bauwesen dadurch aus, daß seit dem Absterben des Biedermeier um 1830 die ganze Reihe der bisherigen Stilarten wieder durchprobiert wurde, um es zunächst mit der Wiederbelebung der Antike unter dem glänzenden, hochbegabten Meister Schinkel zu versuchen, der, wenn auch in nicht zeitgemäßer Formgewandung, so doch die großen Grundsätze der Baukunst in der Gestaltung der Massen und Ruben beibehielt und weiterentwickelte. Auf die Antike folgt die neuromanische Epoche, die vor allen Dingen in München ihre Blüten feierte, alsdann die Neugotik in ihren bekannten zum Teil wenig erfreulichen Backsteinbauten, von denen besonders Hannover eine große Anzahl aufweist, bis dann die Renaissance unter Semper den Abschluß bildete und man einsah, daß es mit den Versuchen einer Neugeburt der verschiedenen Stilarten nicht weiter ging. Schließlich setzte der Jugendstil ein, der auch die großen architektonischen Grundsätze über den Haufen zu werfen versuchte und in allem etwas vollkommen Neues bringen wollte. Leider verfiel er vielfach in eine rein äußerlich dekorative Behandlung, zumal er vom Kunstgewerbe ausging und verlor immer mehr die Fühlung mit den grundsätzlichen Aufgaben der Architektur, äußere und innere Räume zu schaffen. Der Endeffekt war zu Beginn des 20. Jahrhunderts ein heilloser Wirrwarr. Immerhin war festzustellen, daß doch einige erhebliche Versuche mit der Verwendung neuer Baustoffe gemacht waren, insbesondere mit der Anwendung von Eisen auf den Pariser Weltausstellungen, wie bei der Durchführung des Eiffelturmes, der damals eine unerhörte Tat war und ähnlichen Großleistungen auf dem Gebiete des Brückenbaues durchaus an die Seite zu



ARBEITERHAUS VON ETWA 1880—1900

ANLAGE I



ARBEITERHAUS VON ETWA 1880—1900
OHNE BAD

ANLAGE I

stellen ist. Interessant ist also, daß auf dem Gebiete der Architektur kaum neue schöpferische Leistungen entstanden, während im Ingenieurbau einzelne Musterleistungen geschaffen wurden, bei denen leider die klare konstruktive Linie vielfach unter unnützem architektonischen Beiwerk litt. Kurz vor dem Kriege war man glücklich zu einer Nachbildung des Barocks, oder zu einer romanischen Nachahmung eines weit zurückliegenden Villenstils gekommen.

Um nur ein Beispiel herauszugreifen:

Die Kasernenbauten zu Beginn des 19. Jahrhunderts bis in die Zeit des Großen Schinkel hatten, wenn auch in fremdem Gewande, so doch vielfach gute ruhige Bau-massen und Baukörper, desgleichen viele Bahnhöfe. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts waren die Kasernenbauten bei dem Versuch, sich malerisch zu gestalten, in eine Unruhe geraten, die kaum zu überbieten war, und auch die Bahnhöfe hatten eine klare einfache Gliederung völlig verloren.

Alle diese Tatsachen sind letzten Endes wohl nur die Anzeichen für eine große innere Entwicklung, deren erste Anfänge, wie schon gesagt, bis auf die französische Revolution und die großen Erfindungen zu Beginn des 19. Jahrhunderts zurückgehen. Wenn man unter all diese Ergebnisse den Bilanzstrich zieht, so tritt klar zu Tage, daß die bisherige Art, mit irgend einer der früheren Stilgewandungen neue Bauaufgaben zu lösen, ergebnislos ist. Die heutige Zeit mit den Möglichkeiten des Eisenbahnschnellverkehrs, des drahtlosen Fernverkehrs, des Luftverkehrs usw. stellt an die Menschen ganz andere Ansprüche, als sie noch vor 50 Jahren gefordert wurden. Sie überlastet vor allen Dingen die Nerven des Menschen der Gegenwart in einem ungeheuren Maße und verlangt, daß alle Arten von Bautätigkeit so zweckmäßig, wie nur irgend möglich, durchgeführt werden, um ihm bei seiner Arbeit, die besonders bei uns Deutschen in absehbarer Zeit ausschließlich im Vordergrund des menschlichen Lebens stehen wird, in jeder nur möglichen Weise die Aufgaben des Lebens zu erleichtern, oder, anders ausgedrückt, die Aufgaben der einzelnen Bauteile, Baukörper und der gesamten Baugruppen sind in den Funktionen, die sie zu erfüllen haben, so einfach und klar wie möglich zu gestalten und dabei so zweckmäßig wie möglich durchzuführen, um sie für die menschlichen Bedürfnisse in möglichst großem Umfange nutzbar zu machen. Diese unbedingte Anwendung des Funktionellen im Bauwesen und die daraus sich ergebende Gestaltung der einzelnen Bauteile wie der Gesamtkörper wird uns die einzige, aber auch absolut sichere Möglichkeit geben, aus dem Wirrwarr der verschiedenen Meinungen in Form und Farbe herauszukommen und zu einem wirklich neuzeitlichen Bauen zu gelangen. Das Ziel muß gerade im neuzeitlichen Bauschaffen sein, die Errungenschaften der Technik in jeder nur möglichen Weise weiter zu bilden, sie auf's Äußerste auszunutzen und dadurch letzten Endes die Technik restlos zu beherrschen. Nicht die

Technik darf uns beherrschen, sondern wir müssen aus der Technik im Bauwesen erst alles das herausholen, was herausgeholt werden kann, um hierdurch zu einer restlosen Beherrschung zu kommen und die Möglichkeit zu haben, alle Funktionen, die das Bauwesen zu erfüllen hat, restlos zu befriedigen, uns hierdurch über die Technik zu stellen und zu einer neuen Baukultur zu kommen.

Im einzelnen kurz zwei Beispiele, wie das bisher Gesagte aufzufassen ist:

Anlage 1 zeigt Grundriß und Aufriß eines Arbeiterwohnhauses aus der Zeit um 1880 herum,

Anlage 2 dasselbe aus der Zeit um 1910,

Anlage 3 dasselbe eines neuzeitlichen Arbeiterwohnhauses.

Bei Anlage 1 sind Grundriß und Aufriß mit allen großen Vorsprüngen, vertenernden Ecken- und Scheinkonstruktionen versehen, die eine rationelle Ausnutzung nur erschweren und ihre Ursache darin haben, daß man sowohl von der Idee einer englischen Villa, die vor 100 bis 150 Jahren entstanden ist, wie von der Idee alter Bauernhäuser ausgehend, etwas vortäuschen wollte, was nicht berechtigt war. Man ging sogar dazu über, Holzfachwerk vorzutäuschen an Stellen, wo es nur vor massivem Mauerwerk vorhanden war, blendete also Fachwerk vor.

Bei Anlage 2 ist der Grundriß noch unklar. Die einzelnen Räume sind in ihrer Benutzungsmöglichkeit durch die Abmessungen noch nicht genügend festgelegt. Man kann die verschiedenen Räume je nach Belieben als Wohn- oder Schlafräume benutzen. Man kann die gute Stube ebenso gut zur Wohnküche und die Wohnküche zur Schlafstube machen. Die Funktionen der Räume sind eben nicht eindeutig festgelegt, eine rationelle Ausnutzung ist nicht möglich. Man hatte noch viel Geld und glaubte es deshalb nicht nötig zu haben, jedem Raum eine ganz eindeutige Zweckbestimmung zu geben, obwohl große Volksmassen in den erbärmlichsten Wohnungen hausten und daher auch damals schon die Notwendigkeit bestanden hätte, gerade die Wohnungen der Arbeitermassen klar im Grundriß nach den einzelnen Zweckbestimmungen zu gliedern und hierdurch zu erreichen, daß am Einzelnen gespart wurde und dadurch der großen Masse mehr Wohnungen zugeführt wurden.

In Anlage 3 ist der Wohnraum nur als Wohnraum benutzbar. Die Küche ist so angeordnet, daß sie tatsächlich nur zum Kochen, nicht gleichzeitig zum Schlafen benutzt werden kann. Der Schlafraum für die Eltern ist der einzige Schlafraum, in dem zwei nebeneinander stehende Betten untergebracht werden können, während die übrigen Schlafräume ein Minimum von dem darstellen, was nötig ist, um der großen Masse der Bevölkerung die Schlafmöglichkeit für heranwachsende Kinder zu geben. Die Funk-

tionen der einzelnen Räume sind klar und eindeutig herausgebildet. Die Räume enthalten alles, was für ihre einzelne Zweckbestimmung nötig ist und geben auf diese Weise die einzige Gewähr, daß auch tatsächlich der Wohnraum als Wohnraum und nicht als Kochraum benutzt wird, in dem ständig Küchengerüche, Wasserdampf vom Waschen usw. den Aufenthalt verleiden.

Anlage 4. Ein anderes Beispiel: — Ein Verkehrsplatz aus der Zeit um 1880 zeigt, wie man die Notwendigkeit, den Verkehr zu regeln, an sich recht unliebsam empfindet und den Verkehrsplatz lieber zu einem großen Monumentalplatz machen möchte mit ausgesprochenen Platzabschlüssen, Vorsprüngen pp. Ein Verkehrsplatz kann nie eine ausgesprochene Platzwirkung haben wie z. B. ein Versammlungsplatz, daher ist die ganze Ausbildung des Platzes für die eigentliche Verkehrsabwicklung restlos unübersichtlich und unbrauchbar gestaltet. Die Folge ist, daß man jetzt daran gehen muß, derartige Plätze umzugestalten, um die Zahl der Unglücksfälle wenigstens etwas herabzusetzen. Nur aus dem Verkehr heraus ist derselbe Platz in Anlage 5 entwickelt. Der Verkehr ist gegliedert in Haupt- und Nebenlinien. Gerade deshalb ist das Gesamtergebnis ein architektonisch befriedigendes, weil nicht mehr dargestellt werden soll, als tatsächlich den Anforderungen des Platzes entspricht.

Das Bisherige zusammengefaßt, bedeutet: Wir kommen im neuzeitlichen Bauschaffen nur dann weiter, wenn wir im Baustoff, in der Baumethode, in Form und Farbe, im einzelnen Bauwerk, wie in zusammenhängenden Baudierteln nur ausgehen von den einzelnen Funktionen der Baukörper, den einzelnen Verkehrslinien und den Gesamtfunktionen ganzer Stadtgebilde. Nur diese absolute Zurückführung auf die einzelnen Funktionen und ihre Erkenntnis führen zu einer klaren Gliederung und Lösung der einzelnen Bausvorgänge und der gesamten Bauvorhaben. Sie führen aber weiter vor allen Dingen zu einer Ablehnung aller unnützen Zutaten und ergeben schließlich klare, sachliche, neuzeitliche Formen, an die man sich recht bald gewöhnen wird, selbst wenn sie vorläufig hier und da noch als nüchtern bezeichnet werden. Nur ein derartiges Herauswachsen aus den Aufgaben der Technik heraus, kann zum Ziel führen und später einmal eine neue Baukultur ergeben. Wie das im einzelnen an den verschiedenen Baukörpern versucht werden muß, und wie derartige Aufgaben im einzelnen zu lösen sind, das soll im zweiten Teil dieses Aufsatzes erläutert werden.

Karten zur Geschichte Oberschlesiens in Berlin

Von Staatsarchivrat H. Bellée

Eine der wichtigsten Grundlagen für die heimatliche Geschichtsforschung bilden Karten und Pläne. Auf ihnen lassen sich schneller als in einer wortreichen Darstellung neben einander bestehende Tatsachen der Vergangenheit erkennen und in Zusammenhang bringen.

Schon früh sind Karten durch den Druck vervielfältigt worden; doch sind sie selbst aus dem 17. Jahrhundert noch Seltenheiten. Erst im 18. Jahrhundert werden sie durch den rührigen Verlag Homann in Nürnberg allgemein verbreitet und durch ihn beginnt überhaupt erst die moderne Kartenveröffentlichung. Doch handelt es sich hierbei um politische Karten oder besser Staatenkarten, wozu freilich auch die Stadtpläne zu zählen sind. Die Heimatforschung sucht jedoch in den meisten Fällen Karten größeren Maßstabes zur Erklärung örtlicher Verhältnisse und wird dann stets handschriftliche Karten vorfinden. Aber wo ermittelt man solche Karten, die sich selten in Privathänden erhalten haben? In erster Linie bei denen, die ein Interesse an der Aufnahme und Herstellung solcher Karten hatten; bei Behörden: Landratsämtern, Katasterämtern, Kulturämtern, ebenso in Gutsverwaltungen und in Dorfarchiven. Man sucht also zunächst im Lande selbst.

Für Oberschlesien werden aber auch die früheren schlesischen Zentralbehörden und die wissenschaftlichen Sammlungen in Breslau anzufragen sein, da sie lange vor der Entstehung der Provinz Oberschlesien der gegebene Aufbewahrungsort für obereschlesische Karten waren. Doch auch außerhalb der schlesischen Grenzen gibt es Sammlungen, die der obereschlesischen Heimatforschung durch Karten wertvolle Dienste leisten. Die größte derartige Sammelstelle ist die Kartenabteilung der Preussischen Staatsbibliothek in Berlin. Sie hat durch die bisher fast unzugängliche Kartensammlung des aufgelösten Großen Generalstabes¹ eine ganz gewaltige Bereicherung erfahren und ihre überaus große Zahl an obereschlesischen Karten war auch der Anlaß, diese für die obereschlesische Landesgeschichte wichtigen Stücke in die bibliographische Sammlung: Deutsches Grenzland Oberschlesien, ein Literaturnachweis, aufzunehmen. Obwohl es sich überwiegend um handschriftliche Karten handelte, schien doch dieser Weg, die Karten den Heimatforschern bekannt zu geben, besonders geeignet.

Außer dieser größten Kartensammlung gibt es noch einige andere in Berlin, z. B. im Geh. Staatsarchiv, in der Deutschen Heeresbücherei, auch im Preussischen Landwirtschaftsministerium. Dort aber wird noch außerdem eine seit etwa 80 Jahren abge-

¹ Preussch, Karl: Die Kartenabteilung der Preuss. Staatsbibliothek. Mitteil. des Reichsamts für Landesaufnahme. Jg. 3 1927/28 Nr. 1 S. 29—37.

schlossene, fast gänzlich unbekannte Kartensammlung aufbewahrt. Es handelt sich um das Kartenarchiv des im Jahre 1770 von Friedrich dem Großen eingerichteten Oberbaudepartement, welches von 1810 ab die Bezeichnung Oberbaudeputation führte. Diese Oberbaudeputation, die Carl Friedrich Schinkel lange Jahre als Oberbaudirektor leitete, war die oberste Baubehörde und erhielt in ihrer Tätigkeit aus allen Landesteilen Karten und Pläne, die sich allmählich zu einem umfangreichen Archiv ansammelten, das auch nach der Auflösung der Oberbaudeputation im Jahre 1849 bestehen blieb. Ein sachkundiger Amtsrat hat diese alten Karten mit Mühe und Sorgfalt wieder mit den alten Verzeichnissen in Einklang gebracht und so ihre Benutzung ermöglicht. Im folgenden sind nun die obereschlesischen Karten genannt, die sich in dieser Sammlung ermitteln ließen. Unter ihnen befinden sich auch eine Anzahl von Stadtplänen, denen die aus Niederschlesien hinzugefügt wurden, um so auch zugleich der eben rege gewordenen Stadtplanforschung zu dienen.²

Plan von der Gegend bei Bielau, Bielau-Fluß von dem Mohrauer Territorium bis zu den Bauernwiesen. Kop. durch Brückner 1825. 1 : 2500.

Zeichnung zur Anlage einer Kunststraße von ... Buchtig ... bis an die Kringelbrücke vor dem Städtchen Schurgast, als die Breslauer-Oppelner Regierungs-Departements-Grenze. Durch Viebig 1824. 1 : 3500.

Situations- und Nivellements-Plan, welcher behufs der Regulierung und Pflasterung der Straße von dem sogenannten neuen Tor bis zu dem Garnison-Reitstall in der Vorstadt zu Gleiwitz gemessen. Durch Frank 1828.

Generalplan der Straßen von Neisse über Grottkau bis an die Departementsgrenze und der Straße nach Neustadt und Ziegenhals bis an die Grenze von Österreich-Schlesien. Reduziert durch Heinrich Wille. 1831. 1 : 25 000.

Situationsplan eines Teiles der Neisse-Neustädter Zollstraße und zwar durch das Dorf Riegersdorf. Kop. durch F. Lange. 1833. 1 : 2500.

Situationsplan der verschiedenen von Löst aus nach Galizien und Krakau führenden und zum Bau in Vorschlag gebrachten Straßen. Durch Winkler. 1815. 1 : 75 000.

Plan der gegenwärtigen Breslauer Poststraße von Löst über Larnowitz, Beuthen, Königshütte nach Myslowitz usw., nebst der in Vorschlag gebrachten Verlegung derselben von Löst über Peiskrescham, Gleiwitz, Nikolai nach Berun [1820—1830] 1 : 125 000.

Generalplan der Haupt- und Nebenstraßen zwischen Löst (über Gleiwitz nach Berun), Pleß und der Krakau-Galizischen Grenze und zwischen Larnowitz, Beuthen, Königshütte und Myslowitz. Reduziert durch Joseph Frank. 1828. 1 : 100 000.

Situations-Plan des Malapane-Flusses von dem Dorfe Schodnia bis zum Einfluß des Jedziger Werkgrabens in die Malapane. Durch Lange 1830. Kop. durch Martini. 1831. 1 : 5000.

² Bei der Durchsicht der Kataloge und der Titelaufnahme hat mich Fräulein Bibliotheksoberssekretärin Vogt wesentlich unterstützt.

Situations-Plan des Malapane-Flusses von dem Dorfe Krascheow bis zu dem Dorfe Schodnia. Durch Lange 1830. Kop. durch Ruch. 1832. 1 : 5000.

Situations-Karte von dem Kłodnik-Flusse und dem Beuthener Wasser nach dem schiffbaren Kłodnik-Kanal von der Festung Cosel aus der Oder bis zur Stadt Gleiwitz und Beuthen. 1810. Nach Deduktion des M. H. Tollkempt. Kop. durch Knappius 1811. (Ein 2 Exempl. kop. durch Mattner 1812.) 1 : 50 000.

Situations-Plan und Nivellementsprofil von dem schiffbaren Kłodnik-Kanal von der Festung Cosel aus der Oder bis zum Hauptschlüsselstollen bei Zabrze. Gez. durch Deschner 1816. Kop. durch Kern 1818. 1 : 100 000.

Situations-Charte von dem Kłodnik-Flusse und Beuthener Wasser auch dem schiffbaren Kłodnik-Kanal von der Festung Cosel aus der Oder bis zur Stadt Gleiwitz und Beuthen. Reduziert und gezeichnet durch Tollkempt. 1810. 1 : 50 000.

Situations-Plan des schiffbaren Kłodnik-Kanals und des Kłodnik-Flusses von der Festung Cosel aus der Oder bis zur Stadt Gleiwitz und dem Zabrze Hauptschlüsselstollen. Reduziert durch Joseph Schmid. 1822. 1 : 25 000.

Plan und Profil-Zeichnung des Kłodnik-Flusses und den daran gelegenen 3 sogenannten Brück-, Groß- und Steiner-Mühle, desgl. von dem schiffbaren Kłodnik-Kanal von der Kgl. Eisengießerei bei Gleiwitz bei Schleiße XV unterhalb Labandt. Durch Boehme 1826. 1 : 5000.

Plan des Grottkauer Kreises. Durch H. Ulfert 1835. 1 : 165 000.

Plan von dem Kreuzburger Kreis. Kop. durch K. Kloss. [1830]. 1 : 170 000. (Der Autor der Karte heißt Kloss.)

Charte des Lubliner Kreises. Gez. durch W. Dagner 1831. 1 : 170 000.

Charte von dem im Oppeler Reg.-Bezirk gelegenen Neustädter Kreise. Reduziert durch Friedrich Hoehl 1823. 1 : 170 000.

Charte des Ratiborer Kreises. Gez. durch Wocke. 1829. 1 : 170 000.

Plan des Städtchens Berun im Pleßner Kreise. Gez. durch J. Nolda. 1827. 1 : 2500.

Situations-Plan der Stadt Beuthen und deren Environs. Durch Otto Sattig 1823. [1 : 2500].

Situations-Plan von der Stadt Breslau. Gez. durch Emanuel Baron v. Wilczek. Kop. 1817. 1 : 3700.

Daselbe. Kop. durch Stapel I. 1818.

Grundriß von Breslau. Aus den vorhandenen Plänen nach den neuesten Veränderungen zusammengetr. Durch Carl Heinrich Studt. 1820. 1 : 4800.

Situations-Plan von dem Ellguther Hütten-Terrain. Durch Barkow 1828. [1 : 3000].

Plan von der Stadt Glas und Umgegend in deren nunmehrige Bezirke abgeteilt. Aufg. und gez. 1811. Vergrößert durch Eduard Wagner 1825. 1 : 2500.

Daselbe. Kop. von Rob. Bandt 1827/28.

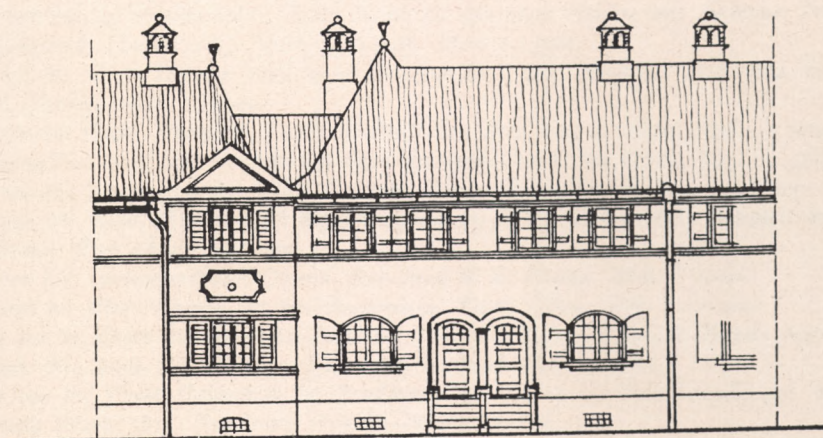
[Karte von Karlsruhe D.-G.] Brouillon [1750] 1 : 5000. Mit Verweisung auf eine in Karlsruhe D.-G. befindliche Karte von 1690.

Charte von der Stadt Carlsruhe und der umliegenden Gegend. Kop. durch Knoblauch [etwa 1795] 1 : 6000.

Daselbe. Reduziert durch G. A. W. Berger. 1798. 1 : 7500.

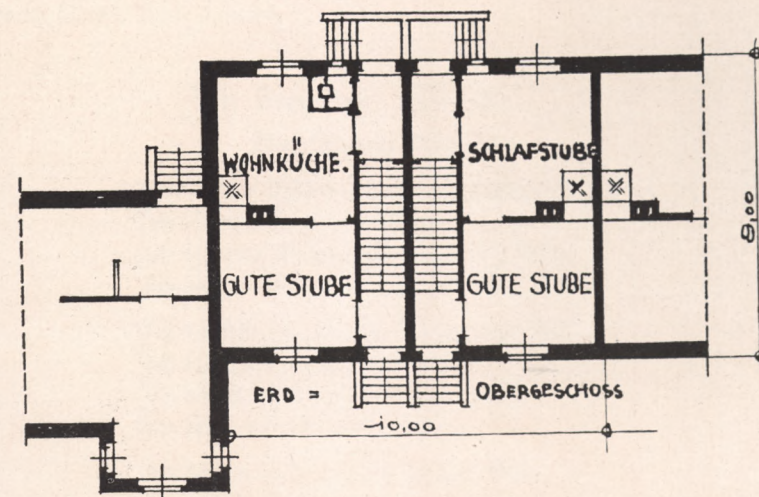
Daselbe. Reduziert durch J. A. E. Dammasch. 1799. 1 : 12 000.

Karte von der Immediat-Stadt Krappitz. Durch Grund 1811. Kop. durch Leopold Ullmann. 1 : 5000.



ARBEITERHAUS VON ETWA 1910
OHNE BAD, DAFÜR UNNÖTIGE ORNAMENTE

ANLAGE 2



ARBEITERHAUS VON ETWA 1910
OHNE BAD, DAFÜR UNNÖTIGE ORNAMENTE

ANLAGE 2

- Karte von dem im oberschlesischen Cosler Kreise zur Herrschaft Schlawenitz gehörigen Dorfe Lenortowitz [Lenartowitz]. Durch Wiltsczek. 1817. 1 : 5000.
- Plan von der Stadt Leschnitz nebst ihren Umgebungen. Durch Wentzcher 1814. Kop. durch G. Boenisch 1823. 1 : 5000.
- Plan von der Stadt Neumarkt. Durch Winkler 1811. Kop. von A. Diebel 1826. 1 : 7000.
- Situations-Plan der Stadt Neustadt und deren Environs. Durch Otto Sattig 1823. [1 : 5000].
- Plan von den Umgebungen der Stadt Neustadt. Durch Moritz Jaekel 1824. 1 : 12 500.
- Plan von der Stadt Nicolai nebst deren Umgebungen. Durch Viebig 1811. Reduziert durch Eduard Koch 1823. 1 : 13 000.
- Plan der Kgl. Immediat-Stadt Oppeln. Kop. durch E. C. Stange. 1818. 1 : 4500.
- Plan von der Stadt Oppeln mit den Umgebungen. Durch Jlling. 1819. 1 : 10 000.
- Charte von der Stadt Schweidnitz im Breslauer Departement, auf welcher die Bezirke abgeteilt sind. Bez. durch Krause. 1811. Kop. durch v. Lepell 1823. 1 : 5000.
- Charte von der Stadt Schweidnitz im Breslauer Departement mit ihren Umgebungen. Bez. durch Krause 1811. Kop. durch Schreier 1824. 1 : 10 000.
- Plan von den Umgebungen aller interessanten Gegenstände um die im Ratiborschen Kreise gelegene Stadt Sohrau. Durch Carl Held. 1821. 1 : 13 300.
- Charte von der Königl. Kreis Stadt Striegau mit den darin abgetheilten Bezirken. Aufgen. durch Krause. 1811. Kop. durch Albert Hanke. 1825. 1 : 5000.
- Daselbe. Kop. durch Heinrich Sigismund Trepp. o. J. 1 : 5400.
- Plan von Tarnowitz und der Umgegend. Durch W. A. Schor. 1822. 1 : 16 000.
- Plan von der Stadt Trebnitz und der umliegenden Gegend. Kop. durch Schilling. 1825. 1 : 10 000.
- Plan von der Stadt Waldenburg nebst den Umgebungen. Bez. von G. Foerster. Kop. von Friedrich Wolff. 1823. 1 : 2500.

Ich bin der Wind . . .

Von Gertrud Niebuhr

Ich bin der Wind und die wandernde Welle,
Die Wolke im fernen Blau,
Ich bin eine Blume und trinke die Helle,
Ich bin ein Tropfen vom nächtlichen Tau.

Ich rausche als Quelle, silbern und blaß,
Ich rage als Tanne im Walde,
Ich bin ein wiegendes Steppengras,
Ein Fels auf einsamer Halde.

Ich lebe zerteilt auf der ganzen Erde,
Ich war und ich werde sein —
Nur in der Menschen trotender Herde,
Da bin ich fremd und allein.

Der tolle Hodiſ

Zur 150. Wiederkehr seines Todestages am 17. April

Von Alfons Handuk

Zimmer noch gilt vielen Lebenskunst als der Weisheit letzter Schluß. Der große Philosoph von Canſſouci bekennt sich zu dieser Erkenntnis, wenn er schreibt: „Mein lieber Graf! Überlassen Sie sich doch nicht solch düsteren Gedanken, die Ihre empfindliche Seele zu bewegen scheinen. Denken Sie daran, daß Sie Philosoph sind, und daß unser Schicksal von uns selbst abhängt. Ihre eigene Erfahrung hat Sie mehr als einmal gelehrt, daß alles nur so weit kommt, als man es selbst kommen läßt. Folgen Sie diesem Grundsatz und beruhigen Sie sich durch die Versicherung, daß ich Sie liebe und Sie niemals im Stiche lassen werde.“

Diese Zeilen richtete Friedrich der Große im März 1778 an seinen 72jährigen Freund, den Grafen Albert Joseph von Hodiſ, den wir als einen der größten Lebenskünstler seines Jahrhunderts bezeichnen dürfen. Und dessen Lebensgeschichte spannender, abenteuerlicher und auch in Vielem amüsanter zu lesen ist als mancher Roman, dessen Dichter gegen das Leben selbst doch nur ein armseliger Stümper ist, arm an Erfindung, Wiß und Gefühl. Dieser sonderliche Graf Albert Joseph von Hodiſ ist wenige Kilometer von unserer oberschlesischen Kreisstadt Leobschütz entfernt beheimatet, nämlich in dem mährischen Marktflecken Roßwald.

Mit dem Maßstab der Grenzpfähle gemessen, nach dem Geburtschein betrachtet, ist also dieser Graf im engeren Sinne kein Oberschlesier; er ist es aber, wenn wir den Begriff Oberschlesien über seine heutige Enge hinaus gelten lassen und er ist es vor allem durch seine Abstammung. Denn in der Familie derer von Hodiſ gibt es eine ausgesprochene schlesische Linie, die in der schlesischen Landesgeschichte im 15. Jahrhundert auftaucht. Es ist eine interessante Familie, voll rebellischen Blutes. Einer der Grafen von Hodiſ ist Landeshauptmann der Fürstentümer Oppeln und Ratibor gewesen, ein anderer Graf von Hodiſ Landeshauptmann des Fürstentums Neisse, der auch von dem schrecklichen Hegenwahn befangen war und nicht weniger als 242 Menschen wegen Hegerie auf den Scheiterhaufen gebracht hat.

In der nicht gerade reichlichen, meistens in alten Zeitungen und Journalen zerstreuten Quellenliteratur, wird Graf Albert Joseph, „der Wundergraf von Roßwald“, als der „genialste Sonderling des 18. Jahrhunderts“ bezeichnet. Friedrich der Große hat ihm den Beinamen „der mährische Epikureer“ gegeben, und einer seiner zeitgenössischen Biographen nennt ihn gar den „Don Juan seines Zeitalters“. Ohne Zweifel also haben wir es hier mit einer überragenden Persönlichkeit zu tun, an denen jenes bewegte Jahrhundert ja keineswegs arm war. Schon äußerlich war der Graf von

eindrucksvoller stattlicher Gestalt, die ihn stets aus seiner Umgebung hervorhob und zum Mittelpunkt auch der erlesensten Gesellschaft machte. Dies um so mehr, als der Graf Charme und Humor, Geist und Phantasie, Lebenslust und Herzensbildung prächtig zu vereinen wußte. So heißt es in einer Biographie sehr richtig, daß nicht allein „das materielle Prinzip eines bis auf das höchste gesteigerten Wohllebens“ das Ziel und Streben des Grafen war, sondern „ein höherer geistiger und gebildeter Verkehr, ein edler und geselliger Umgang“.

„Das kleine Roßwald mit seinen engen Grenzen sollte ihm die Welt ersetzen“, heißt es ein andermal. Doch ehe der Graf, der übrigens dem Kaiser Josef II. sehr ähnlich gesehen haben soll, seine Wunder und Zauberkünste mit aller Pracht zum Erstauen und zur Bewunderung seines Jahrhunderts spielen lassen konnte, sollte er in jungen Jahren ein bewegtes und abenteuerreiches Wanderleben führen. Geboren zu Roßwald am 16. Mai 1706, erhielt Albert Joseph eine sehr sorgfältige Erziehung. Aber bereits in seiner Jugend erfreute und erschreckte er sein Elternhaus und seine Umgebung durch allerlei Tollheiten und ausgelassene Jugendstreiche. Das Ärgste war wohl jene Szene, wegen der der junge Hodiſ, der damals etwa vierzehn Jahre alt gewesen sein mag, von der Schule gejagt wurde. Er befand sich auf der Ritterakademie zu Liegnitz — nach einer anderen Quelle allerdings in Wien — wo er wieder einmal seiner Ungezogenheiten wegen bei einem Schulausflug mit seinem Freunde zur Strafe daheim bleiben mußte und eingesperrt worden war. Um sich zu rächen, täuschte das Gräflein mit viel Geschick und Raffinement einen Mord und Selbstmord vor, der die ganze Anstalt in Aufregung brachte. Als das Mordzimmer polizeilich versiegelt war, erhoben sich die beiden „Leichen“, verschwanden feigend durchs Fenster, und brachten obendrein dem Anstaltsleiter in der Nacht ein unheimliches Raterkonzert. Kein Wunder, daß die beiden Taugenichtse stehenden Fußes nach Hause geschickt wurden.

Nun kamen für den Heimatort Roßwald abwechslungsreiche und tolle Tage, an denen niemand vor dem jungen Schelm Ruhe hatte. Um ihn los zu werden, und sein ungestümes Temperament zu beruhigen, wußte der gräfliche Vater, nachdem auch alle Erziehungskünste eines Hausmeisters fehlgeschlagen waren, kein besseres Mittel, als den inzwischen achtzehnjährig gewordenen Sohn auf Reisen zu schicken. Das war übrigens alter Adelsbrauch wie etwa heutzutage der Besuch der Universität. Der junge Graf Albert Joseph bekam also sein mütterliches Erbeil ausgezahlt, sowie einen Jahreswechsel. Dafür mußte er sich jedoch verpflichten, solange sein Vater lebte, sich nicht mehr in Roßwald sehen zu lassen, wenig Briefe und vor allem keine Bettelbriefe nach Haus zu schreiben.

Der junge lebenshungrige Kavaliere versprach es und begab sich — ähnlich wie hundert Jahre später der Eichendorffsche Taugenichts — in die weite schöne Welt und war

bald ein munterer Hans Dampf in allen Gassen Europas. Durch Deutschland, Frankreich, Spanien und Italien ging seine abenteuerliche Fahrt, von der der oberschlesische Biograph, Dr. Paul Drechsler, berichtet:

„Der junge reiche schöne Graf fand überall an den Höfen die freundlichste Aufnahme. Seine lebendige Phantasie, sein feuriges Wesen, seine Apollogestalt machten ihn überall zum Mittelpunkt der Gesellschaft, erschlossen ihm alle Herzen. Wo Graf Hodiß erschien, war er der Liebling der Damen, bei denen er lächelnde Gesichter, verlockende Blicke, freundliche Worte und glühendes Entgegenkommen fand. Aber trotz seiner zahlreichen Liebschaften, trotz der tollsten und abenteuerlichsten Streiche, zu denen er stets aufgelegt war, vergaß er nicht die Ausbildung seines geistigen Wesens. Infolge seiner empfänglichen und regen Phantasie war er auch ein begeisterter Verehrer der schönen Künste. Von wahren Streben beseelt, nicht nur die Schönheit, sondern auch die Weisheit kennen zu lernen, weilte er gern in der Nähe der ernstesten Gelehrten, hörte ihren Gesprächen aufmerksam zu und bildete so in seinem Geiste eine zweifache Richtung aus: die Richtung auf das Phantastisch-Abenteuerliche, und die Richtung auf das Künstlerisch-Schöpferische.“

Diese beiden Richtungen, so fährt der Biograph fort, prägten sich so scharf aus, daß nichts anderes, nur sie allein der Maßstab für das spätere Leben und Handeln des Grafen Hodiß wurde.

Nach einer anderen Biographie, nämlich Wurzbachs Biographischem Österreichischem Lexikon, war der junge Graf nur allzusehr mit seinen reichlichen Geldmitteln zu Ende, mit denen er leichtsinnig genug umging; und da sein Vater jede weitere Hilfe ablehnte, kehrte der junge Kavaliere aus Italien nach Deutschland zurück, und zwar nach Wien, wo er dem Kaiser Karl VI vorgestellt wurde. Bei Drechsler finden wir nun die Schilderung dieses Wiener Aufenthaltes, der freilich damit endete, daß der junge verschwenderische Graf vor seinen drängenden Gläubigern sozusagen ausriß.

Keiner der Biographen vermeldet uns nun, wo sich Graf Albert Josef in der jetzt folgenden Glanzzeit herumgetrieben hat. Aber das Glück lachte ihm wieder, als er 1734, also 28 Jahre alt, in Erlangen die reiche Witwe des Markgrafen Georg von Bayreuth, Sophie, geborene Herzogin von Sachsen-Weissenfels kennen lernte, die allerdings 22 Jahre älter als er, aber nicht weniger leidenschaftlich war. Trotz ihres Alters war die Markgräfin Sophie eine bezaubernd herrliche Erscheinung, die, wie eine der großen Persönlichkeiten aus der Renaissancezeit, kein Hindernis scheute, das sich ihrer Verbindung mit dem verarmten und verstoßenen, aber heißgeliebten Grafen Hodiß entgegenstellte. Diese Frau ungewöhnlichen Formats wurde freilich von der Schwester Friedrich des Großen, die bekanntlich auch eine Markgräfin von Bayreuth war, boshafterweise als „die Messaline ihres Jahrhunderts“ bezeichnet. Aber dieses Urteil

ist wohl in anbetracht des kommenden glücklichen Ehelebens der Markgräfin-Witwe mit dem jungen Hodiß allzu scharf, wenngleich auch das Vorleben Sophies manchen Anlaß dazu gegeben haben mag.

Wie in einem echten Schund- und Schauerroman jener Zeit, entflohen die beiden Liebenden. Die Markgräfin-Witwe opferte ihren Fürstentitel, ihre Religion und ihre gesellschaftliche Stellung dem geliebten Grafen aus der oberschlesisch-mährischen Grenz-cke. Die Schwester Friedrichs des Großen berichtet in ihren Memoiren, daß die Markgräfin in einer sturmgepeitschten regendunklen Nacht das Schloß Erlangen, notdürftig bekleidet, verlassen habe. In einem nahen Dorfe — laut dem geschlossenen Ehekontrakt, der noch vorhanden ist, in Bräulinghoff im Bambergischen, am 14. Juli 1734 — erfolgte nun mit bezahlten Trauzungen die heimliche kirchliche Trauung durch zwei katholische Priester, damit keine Macht der Welt, auch die der fürstlichen Familie nicht, das Paar je zu trennen vermöge. Man kann sich wohl denken, welchen Skandal es dann im markgräflich-bayreuthischen Hause gegeben hat, als die Markgräfin-Witwe ihre Wiederverheiratung offiziell bekannt gab. Es war ein Eklat, in den sogar das preussische Königshaus eingriff. Der alte, das heißt der damals noch junge Fritz, der ja zu dieser Zeit noch Kronprinz war, ist es selbst gewesen, der diesem Familienstandal durch sein energisches Eintreten für die Neuvermählten ein glimpfliches Ende gemacht hat. Damit hatte sich der preussische Kronprinz den Grafen Hodiß zum Freunde auf Lebenszeit verpflichtet. Nach fröhlichen Flitterzeiten versuchte das Paar nun, eine Versöhnung mit Alberts Vater auf Roßwald herbeizuführen. Vergeblich. Kurzentschlossen machten sie sich mit prächtigem Hofstaat auf, den alten Grafen mit List und Gewalt zu gewinnen. „Da wir ihn nicht erweichen können, müssen wir ihn bekriegen.“

Der alte Graf ließ das Schloß wie eine Festung verrammeln und sein Gesinde bewaffnen. Der junge scheute auch einen Sturmangriff nicht, und durch ein ihm aus seiner Jugend bekanntes Geheimtürchen eroberte er Hof und Erdgeschoß, während sich der Vater ins erste Stockwerk zurückzog. Und unerbittlich allen artigen Gesuchen um Audienz gegenüber blieb. Dieser Zustand soll über zwei Monate gedauert haben, bis es Graf Alberts List endlich gelang, den hartnäckigen Vater umzustimmen, der dann glücklich bis an sein seliges Ende mit dem vergnügten Paare lebte.

Durch des Vaters Tod wieder reich und unabhängig, ging der Graf daran, aus Roßwald einen Märchentraum ohnegleichen hervorzuzaubern, ein Prachtschloß, das, nach Dr. Drechsler, „ebensoviel Genialität als Narrentum“ darstellte. Aus fernen Ländern ist man hergereist gekommen, das herrliche Paradies des Wundergrafen zu bestaunen, um dann in aller Welt von dem fabelhaften Schlosse, den Lustgärten und den rauschenden, üppigen Festen zu erzählen. In allen europäischen Ländern sprach man von dem Zauberwinkel bei Leobschütz in Oberschlesien. Die Zeitungen und Journale wurden nicht

müde, die interessantesten Berichte darüber zu schreiben. Internationale Gäste, Fürstlichkeiten, Künstler und Gelehrte gingen hier aus und ein. Bewundert von der Elite seiner Epoche, feierte der Hausherr Triumphe; nicht nur als der vollkommene Grandseigneur seiner Zeit — er war auch ein Dichter, Komponist, Gelehrter, Philosoph; ein Lebenskünstler comme il faut.

Es ist erklärlich, daß auch das größte Vermögen bei solch phantastischem Lebensstil wegschmelzen muß, wie die größten Gletscher im Glanz der heißen Sonne. Nur die Freundschaft seines königlichen Freundes auf Conssouci blieb ihm schließlich als letzter Schimmer von allem Glanz.

Wie ein Märchen aus 1001 Nacht ließt sich das alles. Und war doch Wirklichkeit und Wahrheit, wie des tollen Grafen Verse in einer wehmütigen Stunde:

„Scherzt, Kinder, scherzt:

Es sind jetzt eure Jahre!

Aber merkt's:

Es wächst das Holz zu eurer Bahre!“

Besondere Betrachtung verdient noch die Freundschaft des Grafen mit dem König von Preußen, die mit dem zunehmenden Alter der beiden um so inniger wurde. Es existieren nicht weniger als 105 Briefe des Königs an den Grafen Hodig, der von seinem Freunde bei jeder Gelegenheit ausgezeichnet wurde. Dreimal hat Friedrich der Große unseren Grafen in Rosswald besucht. Nach mehreren Quellen war der König das erste Mal im Jahre 1758 inkognito in Rosswald, als sich nämlich die preussische Armee bei der Belagerung von Olmütz eine Schlappe geholt hatte. Wenn dieser Besuch von anderer Seite auch bestritten wird, so datiert jedoch von diesem Jahre ab die besondere Freundschaft der beiden Lebensphilosophen, sodaß irgendein besonderes Treffen immerhin als wahrscheinlich erscheint. Ein weiterer Besuch soll Ende August 1765 stattgefunden haben, als der König auf der Reise nach Neisse war. Dokumentarisch reich belegt, bis in alle Einzelheiten ausführlich geschildert, nicht nur von deutschen, sondern auch französischen Schriftstellern, ist der dritte Besuch, der im September 1770 stattfand.

„Ich will Sie bewundern wie die Königin von Saba,“ so stand in dem königlichen Handschreiben zu lesen, das den fridericianischen Besuch anmeldete. Mit großem Gefolge kam der König in Rosswald an. Hier wurde ein Fest gefeiert, wie es wohl selten in Deutschland, und in seiner Originalität überhaupt nirgends gegeben worden ist. Das alte Griechenland zauberte der Wundergraf mit einem arkadischen Schäferfest in seinen Park; die alte deutsche Mythologie verlebendigte er; die heiteren Götter Griechenlands lustwandelten durch den Garten der Hesperiden; die Hauptstadt des Königreichs Liliput war neu erstanden; nach dem zierlichen chinesischen Garten lud ein reizender See zu einer Gondelpartie ein; Nymphen und Najaden umschwammen die buntbewimpelten Boote, bis die Gäste in Daphnes Meierei ausstiegen, wo sie von holden Mädchen in „arkadischer Tracht“ zärtlich bedient wurden. — Bei Tisch stehen römische Legionäre

unter Roms klassischen Götterbildern Wache, und als der alte Fritz in den Saal eintritt, jubeln helle Stimmen ihm zu. Es ist eine Komposition und Dichtung des Grafen, der der König gerührt lauscht, als sie mit den Worten anhebt:

„Vivez, vivez, prince admirable,
Toujours content et sans souci!“

Die Melodie gefiel dem König derart, daß er sie in einen militärischen Marsch umkomponieren ließ, der unter dem Namen *Hodigmarsch* in der preussischen Militärmusik bekannt ist. — Nach der üppigen Mahlzeit wurden die Gäste in kühle unterirdische Grotten geleitet und dort, wie es heißt, „in sanften Schlummer gewiegt“. Der Abend brachte neue Überraschungen. Nach der Oper fand ein großes Prachtfestwerk statt. Das Schloß erstrahlte in märchenhafter Beleuchtung...

Tag für Tag gab es neue Festlichkeiten; nahezu unerschöpflich schienen die Improvisationen und Einfälle des genialen, gemüts- und humorbegabten Zaubergrafen, der unter anderem auch mit dem König eine Partie Schach spielte, für die, nach der Idee eines alten persischen Königs, das Schachbrett eine Wiese war, die in 64 Quadrate eingeteilt war, auf der sich 32 lebende Schachfiguren, entsprechend gekleidet, nach den Angaben der beiden Spieler, die auf erhöhten Sitzen saßen, bewegen mußten.

Kein Wunder, daß der alte Fritz nach seiner Rückkehr dem Grafen einen Dankbrief schickte, der mit den Worten beginnt: „Mein lieber Graf! Ich bin noch ganz bezaubert von meinem Aufenthalte in Rosswald, und der Gedanke an das Vergnügen, das ich daselbst genossen habe, folgt mir allenthalben.“ Die *ouvrés poétiques* des Königs enthalten zwei längere Gedichte, eins von 1771, das andere von 1774, die beide dem Grafen Hodig gewidmet sind und das Lob seiner Weisheit und Lebenskunst singen.

Es wird uns nun aber auch nicht verwundern, daß der Graf bei einer derartigen Lebensführung und der Veranstaltung solch unerhörter Feste langsam aber sicher sein gesamtes Vermögen verlor, obgleich es nach Millionen zählte. Recht amüsant ist eine Anekdote, die uns zeigt, wie sich der Schelm zu helfen wußte. Da er nämlich der letzte seines Geschlechtes und kinderlos war, bestand die Aussicht, daß die Herrschaft Rosswald nach altem Recht dem bischöflichen Stuhl von Olmütz zufallen werde. Daran dachte der gräfliche Greis in seinen Geldkalamitäten und schrieb kurz und bündig an den Olmüzer Bischof und an das Domkapitel: Ich brauche in der und der Zeit so und soviel Geld. Sollten Sie mir dieses zum bestimmten Termine nicht schicken, so erkläre ich Ihnen hierdurch, daß ich mich trotz meines Alters nochmals verheiraten werde. Ich werde eine junge, schöne, lebenswürdige und wohlgebaute Person heiraten und meine Maßregeln so gut zu treffen wissen, daß es seltsam zugehen müßte, wenn ich nicht in Jahresfrist einen Erben hätte.

Dieses originelle Ultimatum wiederholte der über 70 Jahre alte Graf nun des öfteren, sodaß schließlich einmal die Olmüzer es satt bekamen und nichts mehr zahlen wollten. Da ging der Graf tatsächlich daran, sich ein hübsches junges Mädchen zu suchen und der Bischof von Olmütz mußte sich schleunigst hilfesuchend an den König von Preußen

wenden. — Dieser greift ein, setzt dem Grafen eine Pension aus und lädt ihn nach Potsdam ein, wohin der mittellose Greis nach längerem Drängen auch zieht. Es ist rührend zu lesen, wie sehr der königliche Freund darauf bedacht ist, dem einsamen Grafen die ganze Härte des Schicksals zu erleichtern und ihm in jeder Hinsicht noch einen glücklichen Lebensabend zu bereiten.

150 Jahre sind es nun her, daß Graf Albert Joseph von Hodiz am 17. April 1778 seine vom goldenen Überfluß dieser Welt so trunkenen Augen geschlossen hat und damit einen Lebenslauf beendete, der gewiß einzigartig und wunderbar darsteht, einen Lebenslauf, der trotz aller Unruhe und aller Gegensätze zuletzt doch ausging in Ruhe und Harmonie, als eine herrliche Symphonie zum bedingungslosen Lobe des Daseins. Ein Lob übrigens, das von königlichem Munde gesprochen wurde. Jene eindrucksvollen Verse, mit denen der königliche Philosoph von Canssouci eines seiner Gedichte an den Grafen Hodiz beendete, lauten in der Übersetzung von Paul Drechsler:

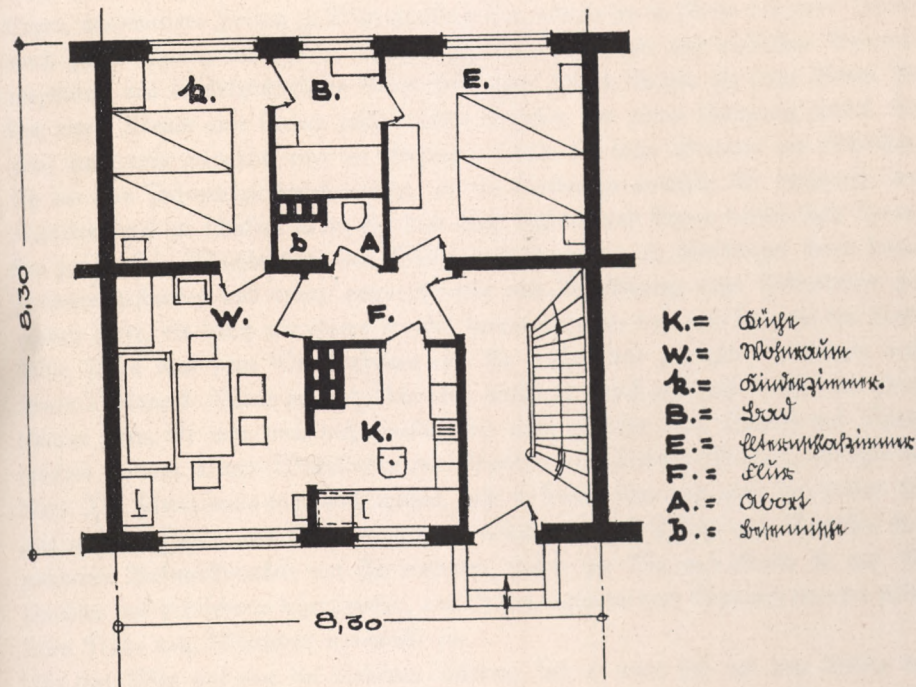
„So sorgenfrei und fern von eitlen Erdemwällen,
ist dir, mein Graf, das schönste Lebenslos gefallen:
du weißt zu denken, zu gestalten, zu genießen,
und säest Blumen, die dir allenthalben sprießen.
Das ist's ja, was hienieden leicht uns läßt erkennen,
ob jemand sei ein Weiser oder Narr zu nennen:
der eine sorgt in einem fort und sinnt und denkt,
und schmiedet Plan auf Plan, bis ihn das Grab umfängt,
der andre, von des Lebens Nichtigkeit belehrt,
nennt's Leben lebenswert, wenn's ihm Genuß gewährt.
Die Parze, lieber Graf, hat d i e s Los dir gesponnen,
dein Gott ist das Vergnügen und des Lebens Wonnen, —
o mögest du gesund, von Freunden reich umgeben,
noch lange, lange Zeit ein solches Leben leben.“

*

Quellenliteratur:

- Jedlik, preussisches Adelslexikon IV Seite 404.
Wurzbach, Biographisches Oesterreichisches Lexikon IX Seite 83 — 19 B. C. 383.
Notizenblatt der historisch-statistischen Sektion der k. k. mährisch-schlesischen Gesellschaft usw.
1865—1869 Seite 89. II. B. B.
Dr. Paul Drechsler, Albert von Hodiz. Lebensskizze o. J.
George Sand, Consuelo.
Briefe Friedrich des Großen.

Anm. d. Schriftl.: Vergl. auch „Briefe eines reisenden Engländers“, abgedruckt im „Deutschen Museum 1780“.



NEUZEITLICHE ARBEITERWOHNUNG
MIT KLEINEN AUSMASSEN, DABEI BAD

ANLAGE 3

Der Pallasch

Von Marie Barsch-Muthreich

Carlsruhe, die Hofhaltung im obereschlesischen Bannwald, ist reich an Legenden. Sie sind nicht alle geschrieben. Sie weben auch noch in der Luft, an Gemäuern und See-rosenteichen und unter den Weymouthkiefen im englischen Garten. Gern werden sie Gestalt, wenn einer dort einsam geht und bisweilen die Augen zumacht.

Eugen, nachmaliger Herzog zu Württemberg-Öls, erhielt im im Alter von zehn Jahren durch seiner Tante, der Zarin Maria Feodorowna Gnade den russischen Generalmajorsrock von dunkelprächtigen Grün und einen Degen, länger als seine Beine. Er kam eines Abends mit seinem militärischen Erzieher von einem Ausgang zurück. Es hatte ein wenig gesprüht, und der Begleiter beeilte sich beim Betreten des Schlosses, sich von dem Prinzen zu verabschieden, um die Kleider zu wechseln. Er versprach, den Kammerdiener zu schicken. Aber der kam nicht sogleich und Eugen dachte nicht daran, ihm zu schellen. Nachdem er eine Weile tatenlos mitten in dämmriger Leere seines Zimmers gestanden und dann, emporschauend mit Belustigung einer Fledermaus zusehen hatte, die durch ein oberes Fenster hereingeschossen war und hoch an der Decke kreiste, fielen ihm seine Schularbeiten ein. Er seufzte und sah mit Verlangen nach seinem Violoncell. Wenn er nach Licht rief, mußte er gewiß jetzt noch lernen oder gleich schlafen gehn. Er war noch nicht müde, aber auch garnicht froh. Stiefel und Weste drückten stramm. Unter Wickellocken und Zöpfchen, von Puder verkleistert, schwitzte der Kopf. Die Fledermaus fuhr noch umher, doch sie konnte ihm auch nicht viel helfen. Er ging auf den Zehen, als könne er dadurch verhindern, daß Pflicht und Gewissen ihre mahnende Aufmerksamkeit auf ihn richteten, suchte zur Thür und klinkte sie auf. Es schrubbte und plätscherte irgendwoher, und Eugen wandelte dem Geräusch und der tröstlichen Nähe von Menschen unbewußt zu.

Wo sein Weg auf eine der Treppen mündete, sah er unter sich auf dem Absatz der Stufen eine Frau, die ihr strömendes Scheuertuch aus dem Simer zog. Sie hatte ein kleines, anmutiges Mädchen bei sich, das ihr sehr ähnlich sah. Es hielt auf zierliche Art sein ehrbar langes Kleid gerafft und vergnügte sich damit, über die Spülbäche von einem trocknen Fleck zum andern zu springen. Beim Anblick des Prinzen duckte es sich zum Versteckspiel hinter die Frau.

Eugen kam die Stufen mit klirrenden Sporen herunter. Die Frau, ihn erkennend, zerrte das Kind vor sich hin und beide knixten. Dem Knaben gefiel das. Er tat einen lustigen Satz mitten in eine der Lachen, wobei ihm der Pallasch quer in die Beine fuhr. Plötzlich lag er im Nassen. Da jauchzte das Mädchen. Eugen sprang empor mit heißem Gesicht und zitternd vor peinlichem Zorn. Die Frau warf der Tochter ein

rügendes Wort zu, ließ sie jedoch gewähren, als sie sich weinerlich muckend abdrehte, und beugte sich vor dem Knaben, um mit der Schürze den Schmutz von seinen Hosen und Ärmeln zu wischen. Anklagend sah er ihr in die Augen und weil darin etwas Gutes und auch ein vollkommener Ernst lag, trieb es ihn stärker, das Mädchen zu strafen. Aber die Frau war beflissen im Wege, und es gelang ihm nur schwer, vorüberzukommen. Die Spötterin, die knauzend im Winkel gestanden, merkte Gefahr, ließ ihre Köckchen los — sie tunkten ins Wasser — und weinte gell auf, daß es erschrecklich von steinernen Wänden dröhnte. Eugen packte das furchtsame Ding an den Armen. Es heulte zeternd, krallte die Finger nach ihm, und als er es losließ, weil seine Gewalttat ihn reute, fragte und schlug es ihm ins Gesicht. Er wehrte sich, schmerzlich erbittert, aber da stand zwischen ihm und dem Mädchen die Frau, hielt hart mit jeder Hand eines der Kinder und schalt auf beide. Eugen, der doch ganz ohne Schuld zu sein glaubte, konnte die wütenden Tränen nicht halten. Die Unbill reizte ihn sehr. Er drang auf das Mädchen und dieses wieder auf ihn ein. Streng wurde es von der Mutter beim Namen genannt. Schon hatte es ein paar flatschende Maultschellen weg, und in der Hitze des nämlichen Augenblicks drohte die strafende Hand auch gegen Eugen. Er wich vor ihr aus, hatte den Prinzen, den Generalmajor gänzlich vergessen und wußte nur, daß es ihm traurig, ganz unerträglich und ungerecht ging.

Aber mit einem Mal stockte die Frau. Ihr Arm fiel herunter. Sie sagte verstört ein paar Worte in bäurischer Sprache, rief heftig ihr Kind an und ging, als es fern blieb und bösslicher greinte, es bei der Hand zu fassen. Sie bückte sich, groß wie sie war, liebte und säufte es. Gleich wurde es still, hob das Gesichtchen, schmierig verweint, zu ihr auf und langte um ihren Hals. Da preßte die Mutter es an sich, schüchterte es mit hastiger Beschwörung ein, sank auf den Boden und zog es mit sich in die Kniee. Eugen sah plötzlich die beiden zu seinen Füßen, das Kind eng an der Mutter Brust, und er hörte die harte stammelnde Bitte der Frau, die für den ungehörigen Vorfall Vergebung und Verschwiegenheit erflehte. Es machte ihn taumlig. Er starrte sie wund und erschrocken an. Eine Träne lief ihm verspätet in den Mund. Er kämpfte und schluckte. Der übermenschliche, hungrige Neid auf die dumme kleine Mamsell zog ihm Brauen und Stirne kummervoll zusammen. Sekundenlang schwiegen sie alle. Die Frau war ruhig geworden. Sie blickte verstehend und unversehens fast heiter. Ihr ausgestreckter Arm entspannte sich, rundete seine Gebärde, redete deutlich und war die Versprechung des ungemessenen Gutseins. Eugen kam endlich langsam heran, als müsse es so geschehen, und lehnte sich hinein.

An jeder Schulter ein Kind, so kniete die Frau und teilte flüsternd ihre ungelente Zärtlichkeit nach rechts und links. Eugen sah wie ein Träumer im düsternden Abend ihr großes reines Gesicht und ganz im Winkel des Blicks die groben Finger, die über

den Armel seines Generalsrockes strichen. Es lief ihm ein milder und glücklicher Schauer durchs Herz, und als die Mutter küssend die Wange der Tochter berührte und lächelnd wieder zu ihm aufsaß, neigte er selbstvergessen die Stirn ihr entgegen.

Aber da klangen die Korridore von Tritten. Eugen riß sich los, hegte die Treppe hinauf und im Gange vorbei an dem Offizier, dem ein Lakai den Leuchter vorantrug. Er sah nicht zurück und ließ den Anruf unbeachtet. Er war durchschüttelt von neuem Lebensgefühl und so schalksfroh dabei, als habe er einen ganz herrlichen Streich vollführt. Sein Zimmer, von Lichtern umflackert, war warm, die Fledermaus fort. Er brauchte sie jetzt auch nicht mehr. Im Bogen der Fenster zitterten Sterne, und es fiel ihm ein Lied ein, das hätte er gern noch gespielt. Doch er verschob es auf morgen und tat sich gütlich mit Brabsein.

Den Kammerdiener, der ihn zu entkleiden kam, schickte er fort mit der stolz vertraulichen Bemerkung, daß er noch ein Kapitel russische Vokabeln und zwei Seiten Katechismus lernen wolle.

Orpheus klagt um Eurydice

Von Arthur Silbergleit

So vergehe ich an Dir

Wie ein Jackellicht am Winde.

Meine ausgeglühete, blinde

Flammenseele dunkelt mir.

So vergehe ich an Dir.

Wie am Grabe ihres Kindes

Eine Mutter; doch kein lindes,

Frommes Trostgebet wird mir.

So vergehe ich an Dir.

Doch durch meine tiefsten Wehen

Kreißt das Bangen: So vergehen

Wirst Du einmal auch an mir!

Zwei Proben Lyrik

Von Leo Rinke

Lied zur Nacht.

Gibst dem Tag gemess'nes Leid,

spendest reichen Abendsegen.

Hüll' mich in dein Sternennleid,

mich in deinen Schoß zu legen!

Der Geliebten.

Heiter wird das Tagwerk mir,

nehm ich's nur aus deinen Händen,

Reife, Liefse bist du mir,

reich gesegnet werd' ich's enden.

Maritschka Teflitschka

Eine Erzählung aus Oberschlesien

Von August Scholtis

Von August Scholtis brachten wir in unserem letzten Februarheft das heimatwarme Gedicht „Hultschin“. Heute stellt sich der junge Dichter, der am 7. 8. 1901 in Bolatitz im Hultschiner Ländchen geboren ist, im „Oberschlesier“ als ein Erzähler mit guter Gestaltungskraft vor.

August Scholtis ist mir persönlich kein Fremder. Von 1910—14 war er mein Schüler in der Volksschule in Bolatitz. Der schüchterne und bescheidene Junge war schon damals ein Mensch mit eigenem Denken und, wie man es ja allgemein unseren Hultschinern nachrühmt, phantasiebegabt, begeistert für alles Gute und Schöne, ein echter Eichendorffmensch, möchte ich sagen. Ich werde es mein Leben lang nicht vergessen, mit welcher innerer Anteilnahme er in den Geschichts- und Erdkundestunden mitarbeitete, für welche ich dort zuständig war.

In den letzten Jahren hatte ich Scholtis etwas aus den Augen verloren. Ich wußte wohl von seinen schriftstellerischen Versuchen, war mir aber nicht klar darüber, ob seine literarische Befähigung und Leistung stark genug sein würden, die großen Klippen seiner Sturm- und Drangjahre zu überwinden. Umso größer war meine Freude, als vor einigen Monaten August Scholtis mit dem 1. Preis des literarischen Ausschreibens ausgezeichnet wurde, welches die Schlesische Rundstunde zusammen mit den „Schlesischen Monatsheften“ veranstaltete. Es war mir umso lieber, daß mein ehemaliger Schüler August Scholtis sich seine literarischen Sporen an anderem Orte verdiente, weil ich mir nun nicht mehr vorzuwerfen brauche, daß ich deshalb, weil er zufällig mein Schüler gewesen ist, ihn im „Oberschlesier“ zu Worte kommen lasse.

Was ich bei dem jungen Dichter für besonders bedeutungsvoll und aussichtsreich halte, ist sein Verwurzelte sein mit dem heimatlichen Volkstum, ein Verwurzelte sein, das in einer rührenden und echt hultschinerischen Deutschumstreue gipfelt. In diesen letzten Wochen haben wir zur Sammlung von Volksliedern in Oberschlesien aufgerufen. Da ist Scholtis wieder einer der ersten bei der Arbeit, nicht weniger als 30 Stück hultschinerisch-mährischer Volkslieder meldet er an. Meine besten Wünsche als Herausgeber des „Oberschlesier“ und als sein ehemaliger Lehrer begleiten August Scholtis auf seinem Lebenswege. Czodroff.

I.

Die alte, morsche Oppabrücke, die aus dem mährischen Walddorf Freiheitsau nach dem preußischen Marktflecken Beneschau führte, erdröhnte hohl und schauerlich unter den Hufen kleiner, flinker Gänle ungarischer Honvedhusaren.

Der Fluß war vom Sommergewitter stark angeschwollen und stopfte sich glucksend durch den Wirrwarr von Balken, Stützen und Stangen.

Schon waren die Husaren hinüber.

Der letzte Hufschlag verhallte kurz und wurde durch kotiges Stapsen und Schmaggen abgelöst, das immer schwächer werdend den Weg über die Oppawiesen zog, der in etwa zehn Minuten nach Beneschau führt.

Der Mond beleuchtete die glitzernde Berglandschaft, und das Grabenwasser zu beiden Seiten des Weges eilte geschäftig dem nahen Flusse entgegen. Aber den Wiesen lag eine heilige Ruhe...

Zur selben Stunde dröhnten die Kanonen um Königgrätz.

Hier jedoch herrschte Frieden und die schwachen preußischen Abteilungen waren gesichtet und gelichtet der eigentlichen Front zugeteilt worden.

In Beneschau waren jedenfalls keine Preußen.

Auch die Österreicher hatten nur schwache Grenzbesatzungen aus denselben Beweggründen zurückgelassen, waren aber gewissermaßen die Herren des Hultschiner Landes, welches sie fast täglich durch ungarische Husaren kreuz und quer abpatrouillierten. Jene Husaren also, etwa fünfzehn Rostfelle stark, waren inzwischen schwadronnierend in die Nähe Beneschaus gelangt und machten bei einem, mitten in den Oppawiesen, dreihundert Meter vom eigentlichen Dorfe, einsam und alleinstehendem Häuschen Halt.

Sie sprangen harmlos und gemächlich von den Pferden. Offenbar führte sie ihr Ritt das erste Mal in dieser Richtung.

Alsdann setzten einige von ihnen über den kleinen Zaun, der das Häuschen umfaßte, hinüber und donnerten, Einlaß begehrend an die Fensterchen.

Nichts regte sich...

Und als das Pochen nichts half, erbrachen sie mittels ihrer Lanzen die kleine zweigeteilte Haustür und drangen in das Haus hinein.

Gebückt mußten sie die Schwelle überschreiten, und die Dunkelheit versperrte ihnen mit allerlei Gerümpel den Weg.

Schließlich ertasteten sie eine Tür, die in ein Stübchen führte.

Diese primitive Brettertür ohne Klinke oder Riegel war nur angelehnt und knarrte leise unter der vorführenden Hand.

Langsam und vorsichtig wagten sie sich in das Stübchen, alle Gegenstände nach Notwendigkeit leise wegschiebend.

Der erste und Mutigste von ihnen hatte nun eine Bettstelle erhascht, ließ seine Hand behutsam auf das Lacken hinuntergleiten, und stellte fest, daß das Bett warm und mollig war.

„In dem Bett muß jemand geschlafen haben, oder liegt noch darinnen“, dachte der Husar und erschauerte unter dem Gedanken, in jedem Augenblick von einem tödlichen Schlag aus der Finsternis hingestreckt zu werden.

Allerlei Bedenken bannten ihn in dem Moment, da er sich jäh zusammenriß und seine derbe Hand unter die Decke stieß.

Ein Schrei, ein hysterisches Schreien! Ein Ausbruch aus Weiberkehle, kurz und jäh

abbrechend. Nur noch ein kurzes Köcheln und drei schwammige Worte: „Jesus, Maria, Josef.“

Dann wieder jene Ruhe . . .

*

Der Husar hatte nach dem entsetzlichen Schrei seine Hand rasch zurückgezogen. Sie war an einen zusammengekauerten Frauenkörper gestoßen, der sich bäumend aufgerichtet hatte.

Rasch drehte er um und verließ das Haus. Das Herz pochte ihm stark von dem grausigen Schrei und auch seine Begleiter schwiegen ergriffen.

Sie sprangen über die Zäune, bestiegen ihre flinken Gänle und verschwanden in der gekommenen Richtung. Der Mond spiegelte die nassen Wiesen und die Berge atmeten die Sommernacht.

In der Ferne schwadronnierten die Reiter . . .

Wieder tönten die Hufe von der morschen Oppabrücke herüber, und nun verklang alles in den Beskidenhügeln.

. . . Zur selben Stunde schlugen sie weit, weit im Norden, einige Hundert Kilometer von Hultschin entfernt, die Königgräzer Schlacht . . .

Derselbe Mond, der die fünfzehn Honvedhusaren beschien, schaute dem Norden zu . . .

II.

In dem Häuschen regte sich die restlesse Nacht nichts.

Am anderen Morgen, als die Bauern zur Wiesenarbeit hinauszogen, sahen sie die zersplitterte Tür und traten hinein . . .

. . . Im Bette lag unbeweglich der Mensch, so wie die Husaren ihn verließen . . .

. . . Die Augen starrten glasig in das große Bild an der Wand, welches die heilige Thekla darstellen sollte. Die Gestalt regte sich nicht . . .

*

Maria Thekla Krettek, die vierundzwanzigjährige Schwester des preussischen Soldaten und in diesem Augenblick bei Königgrätz kämpfenden Musketiers Leopold Krettek, hatte die Husaren schon bemerkt, als sie von den Pferden stiegen und über den Zaun sprangen. Sie wohnte allein in dem Häuschen, und besorgte die kleine Acker- und Ziegenwirtschaft des abwesenden Bruders . . .

Als die Husaren klopften, trat der Schweiß aus ihren Poren und sie war nicht mehr im Stande, sich aus dem Bett zu erheben.

Als dann weiterhin die Tür aufgerissen wurde, funktionierten ihre Sinne nicht mehr . . . Der gewaltige Augenblick, da die Husaren im Stübchen umhertasteten, und schließlich der Griff der harten eiskalten Hand nach ihrem Unterleib, ließ sie nur jenen kurzen schauerlichen Schrei von sich geben und die drei verröchelnden Worte: „Jesus, Maria, Josef.“ Dann war Schluß.

*

Der starre, gelähmte Zustand dauerte unvermindert einige Tage.

In dieser Zeit bewegte sich Maria Thekla Krettek nur, wenn die Krämpfe ihren Körper vergewaltigten. Sonst lag sie starr, mit blassem entsetztem Gesicht in den Kissen und starrte das Bild der heiligen Thekla an, welches ihr gegenüber an der Wand hing.

*

Als der Bruder nach dem Frankfurter Frieden heimkehrte, war Maria ein blasses zusammengesunkenes Weibchen, das wenig redete und den Rosenkranz stets und ständig um die Finger gewickelt trug.

Tagtäglich wohnte sie dem Gottesdienst bei.

Die Orgelmusik, der Gesang und ihre inbrünstigen Gebete versetzten sie in jene Sensibilität, die alltäglich den Krampfzustand um ein und dieselbe Zeit vor dem Kirchtor, just nach dem Verlassen des Gottesdienstes, verursachte.

Hier warf sich Maria alsdann hart und plötzlich auf den Boden, heulte, krächzte und schritt etwa fünf Minuten entsetzlich dahin und erhob sich dann mit blutüberströmten Gesicht, um heimzugehen.

Da die wohlmeinende Hilfe stets zu spät nach dem Aufschlagen des Körpers auf die Steine kam, war ihr Antlitz zerschunden und vom Grind der vielen Verletzungen zur Unkenntlichkeit entstellt.

Das Dorf hatte großes Mitgefühl mit Maria, und nannte sie fortan „Maritschka Teklitschka“, was eine Liebkosung und zärtliche Streichelung bedeutete.

*

Maritschka Teklitschka, die durch ihre ununterbrochenen Gebete zur Muttergottes und ihre wirtschaftliche Unbrauchbarkeit schließlich dem Bruder lästig geworden war, fristete fortan ihr Leben durch Betteln und schleppte ihr Unglück fünf Jahre innerhalb des Dorfes umher, um an einem frühen Morgen freudig zu verkünden, daß die Muttergottes sie zu sich geladen habe.

Sie wollte noch in derselben Stunde zu dem Gnadenbilde nach Annaberg pilgern.

Und sie zog das von der Mutter geerbte, lange schwarze Tuch aus der Truhe, band es kreuzweise um die Brust, schwang schließlich ein Fäßchen auf den Rücken und trippelte von dannen.

III.

Der Weg von Beneschau bei Troppan bis Annaberg erfordert heute vier Stunden normaler Bahnfahrt und führt durch die Mitte des ober-schlesischen Landes. Maritschka Teklitschka pilgerte zu Fuß, frug die begegnenden Menschen nach dem weiteren Weg, verbesserte Irrtümer und zog weiter.

Dabei betete sie Rosenkränze und wenn das Krampfgefühl aufzusteigen begann, setzte sie sich erwartungsvoll in den Graben, heulte und schrie einige Minuten in die Felder hinaus und zog alsdann weiter.

Wälder nahmen sie auf, jene geheimnisvollen oberschlesischen Wälder, die tagelang nicht enden...

Wenn die Dunkelheit anbrach und keine menschliche Siedlung zu sehen war, wo sie im warmen Kuhstall übernachten konnte, stieg sie in den Waldgraben hinunter, entband das mütterliche Tuch der Brust und streckte darauf den verhußelten Körper zur Nachtruhe aus. Das Fäßchen war das Kopfkissen...

So schlief sie tagelang in oberschlesischen Wäldern, wo sie der Alp in verstärkter Weise plagte und das Krampfgefühl verursachte, das sie regelmäßig alle Nächte überfiel.

Als dann hallte der Wald von den Schauererschreien wieder, unheimlich und furchtbar und die Hasen mit den Rehen flohen aufgeschreckt aus ihren Schlafplätzchen. Die Eulen äßten die Schreie nach.

In den frühesten Morgenstunden zog sie weiter. Die wenigen Menschen, die ihren Weg kreuzten, frug sie nach der Richtung und verbesserte sich, wenn sie falsch gepilgert war.

Nach zweiwöchentlicher Wanderung langte sie in Annaberg an.

Die vielen Steintreppen, welche zu dem Gnadenbilde führten, rutschte sie auf nackten Knien langsam hinauf und betete hierbei den Rosenkranz.

Bei dem Bilde verweilte sie einige inbrünstige Stunden und trat alsdann den knie-rutschenden Rückweg an. Diese Andacht verrichtete sie täglich mehrere Male. Sie fastete und verbrachte die Nächte betend in den gemeinsamen Herbergen, die vollgepfachtet von ähnlichen Kranken und Wunscherfüllten waren.

In Annaberg blieb sie regelmäßig mehrere Wochen. Dann zog sie den gekommenen Weg zur Heimat zurück. Das Fäßchen war jetzt mit Weihwasser gefüllt, jener kostbaren Flüssigkeit, die jede oberschlesische Bauersfrau behutsam bewahrt.

In dieses Fäßchen griff sie von Zeit zu Zeit hinein; bekreuzte die Stirn, den Mund und die Augen mit der nassen Hand, damit der Teufel ihr fernbleibe, der sie auf dem Rückwege in vielerlei Gestalten belästigte und heulend davonlief, wenn sie ihn mit der weihwasserfeuchten Hand nur ein kleinwenig besprengte. Der Wassermann, in der Uniform eines Jägers, fand sich plötzlich im Walde ein, redete krauses Zeug mit ihr und frug schließlich, wie spät es sei.

Sie erkannte ihn, denn aus einem Rockschloß tropfte stets Wasser und wenn sie daraufhin in das Weihwasserfäßchen griff, verschwand er verlegen.

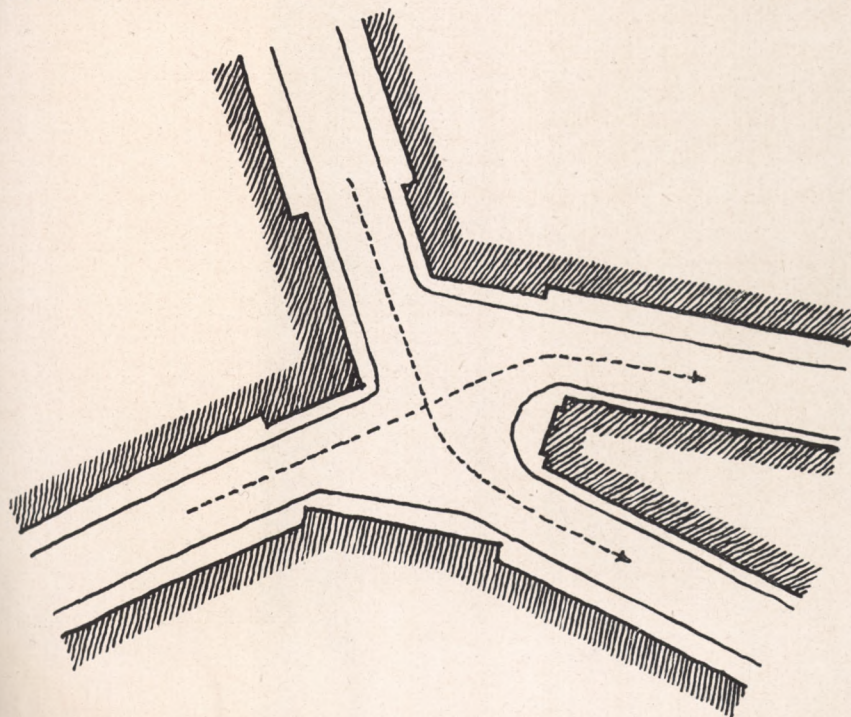
In den Abendstunden kamen die Kiekanigen und die Tscharodenigen, das sind verummte Weiber, die die Bauern belästigen, welche nach dem Abendläuten noch Feldarbeit verrichten, und die weiterhin die Küche behergen.

Die Tschamuschka, andere Strachisten gesellten sich zu ihr und auch eine verummte Frau, die jene Bauern straft, welche im Bette zur Nachtzeit essen.



FRÜHERER VERKEHRSPLATZ

ANLAGE 4



FRÜHERER VERKEHRSPLATZ

ANLAGE 4

Wieder schlief sie tagelang im Waldstraßengraben, wieder kam der Alp und drückte sie auf den Unterleib, sodaß ihr Atem stockte und sie in Krämpfe verfiel. Wieder flohen die Rehe und Hasen aus ihren Verstecken und die Eulen äßten die Schreie nach.

Als sie nach einem Anfall erwachte, zog der Feuermann seine Kreise im Gebüsch, worauf sie ihm zuschrie, daß Gott ihm endlich die ewige Ruhe geben möchte.

Dann prasselte die feurige Seele Funken von sich und verschwand.

Sie schlief wieder ein und träumte von dem Gnadenbilde, welches ihr freundlich zunickte. Wenn der Morgen graute, zog sie weiter.

Zu Hause ging sie wiederum alle Tage zur Messe. Die Anfälle jedoch stellten sich untermindert ein. Wieder warf sie der Krampf neben das Kirchentor hin, wo sie fünf Minuten schrie und heulte.

Nur träumte sie gar oft vom Gnadenbilde und erzählte wunderbare Dinge...

Auch sang sie jetzt mit silbernem Stimmchen, war wohlgemut und schlagfertig.

Mit der Zeit ahnte sie die Augenblicke, da die Anfälle kommen sollten, voraus und blieb dann abseits, den Menschen fern.

*

Und als der Frühling kam, zog Maritschka erneut von dannen, zum Gnadenbilde. Sie betete wie üblich auf den Straßen den Rosenkranz und sang in das sonnige oberschlesische Land hinaus.

Wieder schlief sie im Graben auf einsamen Waldstraßen und wieder drückte sie der Alp. Nach zwei Wochen langte sie in Annaberg an.

Mehrere Wochen betete und fastete sie auf die bekannte Weise und wußte in der Herberge gar wunderbare Dinge von den Gnaden zu erzählen, die ihr die Muttergottes zuteil werden ließ.

Wieder füllte sie das Fäßchen mit der kostbaren Flüssigkeit und zog heim.

Die wunderbaren Träume wurden häufiger, aber eine Besserung trat nicht ein.

... Maritschka war nun zwanzig Jahre denselben Weg Jahr um Jahr gewandert, aber die Krämpfe plagten sie in unterminderter Heftigkeit und Stärke.

Zwar fiel es den Menschen weniger auf, da sie sich beim Fühlen des Anfalles fernhielt.

Die wunderbaren Träume erreichten mit jedem Jahre eine Verdichtung.

IV.

Maritschka Tzellitschka war nun über fünfzig Jahre alt geworden.

Sie befand sich auf dem Rückwege von Annaberg und übernachtete im Walde von Ratiborhammer.

Wie üblich bereitete sie ihr Lager.

Der Mond glitzerte aus den Zweigen, als sie einschlief. Wieder drückte sie der Alp und veranlaßte den Krampfzustand.

Der übliche bewußtlose Zustand trat jedoch dieses Mal nicht ein.

Mit offenen Augen lag Maritschka in dem weichen Grase und ihr Gedächtnis war wundervoll in jene Zeit zurückgeschraubt, da sie noch Mädchen war und der Bruder in den Krieg zog.

Blitzschnell kam jene verhängnisvolle Nacht!

Die Husaren sprangen von den Pferden...

Der Mond beschien ihre Gestalten...

Jetzt donnerten sie an das Fenster...

Jetzt knisterte die zerspaltene Tür...

Die schlürfenden Schritte näherten sich ihrem Bette...

Ihr Körper war gelähmt...

Die kalte Hand griff nach ihrem Unterleib...

... All diese Gesichter waren Pfeilschnell vorbeigezogen, begleitet von dem grausigen Schreien.

Der Augenblick, da das zurückgeschraubte Gedächtnis bei dem harten Handgriff des Husaren angelangt war, ließ Maritschka letztmalig mit unerhörter, scharf abreißender Stimme aufschreien, sodaß die Waldtiere sich doppelt gewundert haben mögen.

Sie erwachte sofort noch einmal, da sie schon wach war.

Nur die drei Worte entwandten sich leise ihrem Mund: „Jesus, Maria, Josef“...

... Der Mond war ganz groß und rot und guckte Maritschka direkt ins Gesicht.

Er neigte sich dem Untergange zu und stand zwischen den schlanken Stämmen.

Maritschka starrte in ihn hinein, und sah das Gnadenbild hervortreten.

Langsam, ganz langsam wurde es größer und kam ihr freundlich nickend entgegen.

Immer rötlicher wurde die Mondscheibe und immer gewaltiger.

Immer größer wurde das Gnadenbild und immer greifbarer.

Langsam, ganz langsam versank alles im Gestrüpp.

Maritschka lag auf den Knien, ihre Hände waren gefaltet und zu dem Lichte erhoben.

Sie starrte in die Stelle, wo alles versunken war und ein leuchtendes Flackern langsam erstarb.

Ein Reh kam leise schnuppernd und leckte ihre gefalteten Hände.

*

Noch in derselben Stunde brach sie auf und eilte der Heimat zu.

Nun wußte sie, daß sie gesund war.

Zu Ehren des Gnadenbildes wallfahrtete sie in der üblichen Form ununterbrochen Jahr für Jahr nach Annaberg. Das waren bis zu ihrem erfolgten Tode noch acht Jahre.

Seit jener Nacht aber waren die Unfälle ausgeblieben.

Eine Generalprobe

Wie ich Rob. Jaegers Symphonie erlebte.

Von Friedrich Kaminsky

Am 17. Jan. d. Js. wurde im Berliner Bach-Saal vom Berliner Symphonie-Orchester die „Symphonische Phantasie“ von Robert Jaeger aus Rattowitz erstmalig aufgeführt. Über die Generalprobe, der Friedrich Kaminsky bewohnen durfte, schreibt dieser folgendes: Wer will, wird aus Kaminskys leisem Spott auch eine Antwort herauslesen, die er — er ist Vorsitzender der Vereinigung D.-S. Schriftsteller — zugleich auch auf den letzten Artikel Heins über die ober-schlesische Dichtung gibt.

Es hieße die Eigenart Friedrich Kaminsky's fälschen, wollten wir ihn bitten, die Ironie gegenüber den Ansichten von Alfred Hein, unserem aus Beuthen stammenden Landsmanne in Königsberg, zu streichen; wir wissen ja auch, daß unser lieber Mitarbeiter Alfred Hein den Aufsatz Kaminsky's mit Verständnis und Humor aufnehmen wird.

Alfred Hein schrieb kürzlich im „Oberschlesier“: „Eichendorff und Freytag sind gewiß Oberschlesier, aber sie haben zu ihren ober-schlesischen Landsleuten den Weg nicht über Tarnowitz und Ratibor, sondern über Breslau, Leipzig und Heidelberg gefunden.“

Vom Baum dieser Erkenntnis wollen wir noch mehr pflücken. Alfred Hein sagt noch weiter: „Das deutsche Volk hat Wichtigeres zu tun, als seine Dichter zu hätscheln.“ Weiter: „Und dann durch! Und dann sammeln, sammeln, sammeln. Seelen sammeln. Und nach Jahren das erste Mal sichten. Und das Leben sammeln... Wer dennoch schreiben muß, nach einer jahrelangen, namenlosen Arbeit im Lebendigen, der soll es tun.“

Nun, Robert Jaeger hat ein Menschenleben lang gesammelt, sich in treuer Selbstbesinnung — das will wohl Alfred Hein mit dürren Worten sagen — immer wieder geprüft und an Oberschlesien Schiffbruch gelitten. Von den mehr als 50 Jahren, die dieser ober-schlesische Symphoniker hinter sich gebracht hat, hat er mehr als 25 dem ober-schlesischen Musikleben in ernstester Berufserfüllung gewidmet. Er wird, um mit Alfred Hein zu reden, zu den Oberschlesiern den Weg nicht über Tarnowitz und Ratibor finden, oder, um dem deutschen Sprachgefühl Genüge zu tun, den Weg zu den Oberschlesiern über Berlin usw. suchen. Nebenbei bemerkt, meint wohl Alfred Hein nicht Tarnowitz, wenn er von Gustav Freytag spricht, sondern Kreuzburg, oder sollte er den Tarnowitzer Freytag meinen? Doch schließlich muß man ja, wie Alfred Hein sagt, immer sammeln, sammeln, auch in der Geographie. Alfred Hein hat aber recht: einem Künstler, der ein Leben lang gesammelt hat, muß es vergönnt sein, in der Heimat zu Worte zu kommen.

Schließlich hat jeder Mensch zwei Heimaten, eine, wo er geboren ist, und eine, wo er seit Jahrzehnten wirkt. Jene kann eine zufällige sein. Diese ist, als Wahlheimat, vielfach die echte, richtige Heimat. Denn man wählt als Künstler nur als Heimat, wozu man sich innerlich verwandt fühlt. Dann wieder sammeln, sammeln usw. siehe wie oben!

Schwer ist es für einen Künstler, wenn er das Pech hat, Komponist von symphonischen Werken zu sein, zu Worte zu kommen. Wenn man nämlich anspruchsvoll genug ist, braucht man dazu nicht nur ein Orchester, sondern sogar ein sehr gutes Orchester. Sonst passiert ihm das, was, wie mir der in Ostpreußen lebende Alfred Hein bestätigen wird, Josef v. Eichendorff passierte, als sein „Held von der Marienburg“ uraufgeführt wurde. Man spielte sein Werk in Grund und Boden. Woher nun die Musiker für ein solches Orchesterwerk nehmen? In Oberschlesien? In Schlesien? In Ostdeutschland? Robert Jaeger, hänge dich auf! Oder soll er noch weiter sammeln gehen, sammeln und sichten? Nun will es der Zufall, daß eins der besten deutschen Symphonie-Orchester nach Oberschlesien kam. Dieses Orchester kennt Jaegers Werk, liebt es, hat es bereits in Westdeutschland gespielt. Es hat sogar die Noten in der Tasche. Kommt nach Oberschlesien, möchte gern, aber darf Rob. Jaeger nicht spielen. Bitte, darf nicht. 62 Musiker von Ruf, gewöhnt, vor der Kritik einer Weltstadt zu gelten, wollen ein ober-schlesisches Werk auf ober-schlesischem Boden aufführen, aber es darf nicht sein. Die Konzertdirektion erlaubt es nicht. Nebenbei bemerkt, es gibt auch im Literaturleben Konzertdirektionen. Ob es auch solche gibt, wird vielleicht Alfred Hein auch bejahen müssen.

Es gibt aber auch andre Heimaten wie die ober-schlesische, deren eigene Söhne sich gegenseitig die Mutter Erde streitig machen, natürlich nur in der Musik, in der Literatur beileibe nicht, nein, nein. Und eine solche Zufallsheimat hat Jaeger. Sie erinnerte sich seiner, ließ ihn, den Abtrünnigen, uraufführen. Nahm aber dazu nicht den Gesangsverein aus Huckepunkt, sondern — das Berliner Symphonie-Orchester, dieses lernte Jaegers Werk kennen usw. siehe oben bis: . . . Alfred Hein auch bejahen müssen.

Es fällt einem, verflucht und zugenäht, schwer, keine Satyre zu schreiben, und ich wollte doch erzählen, wie ich Jaegers Generalprobe erlebte.

Im halberleuchteten Bach- (Blüthner-) Saal sitzen an ihren Pulten 62 im Dienst der Musik großgewordene Künstler, teils in Hausröcken, teils in Hemdsärmeln. Bejahrte Männer darunter, an deren physischer Fülle, wer will, Anstoß nehmen könnte, wenn man nicht wüßte, daß sie an ihrem Pult die Musikgeschichte von Brahms bis Arnold Schönberg aktiv mitgemacht haben, die ganze Geschlechter von Komponisten und Dirigenten gesehen haben, die vielleicht schon müde geworden sind, ihre Kunst auf dem Markt des Lebens gegen andringende Geräusch-Organisationen verteidigt zu sehen. Diese 62 haben die Übereinkunft getroffen, zu einem Mann aus der Provinz aufzusehen, sich von ihm lenken zu lassen. Es ist streng verboten, der Probe als Unbeteiligter beizuwohnen. Selbst ein Schriftsteller, der, wie Alfred Hein es verlangt, sammelt, sammelt, ruft ja

auch niemanden zum Zeugen dieser Sammlung. Aber der Name Jaeger öffnet mir sofort Tor und Tür zum Bachsaal. Ich trete ins Halbdunkel. Ich habe, es klingt bürgerlich, erst das Gefühl, daß hier ein Auto immer wieder angekurbelt wird, dann immer wieder stehen bleibt, bald ungestüm fortsausen will, bald am eignen Tempo der Fortbewegung stirbt. Sobald sich Ohr und Auge an das Halbdunkel räumlich und klanglich gewöhnt haben, sieht es einen Wettkampf, hört es Wettlauf von Klängen, die in die leere Halle hineinkreisen und dort an kahlen toten Wänden zerbrechen. Oft verirrt sich die musikalische Dämmerung zum Chaos. Es scheint fast, als hätten die Männer da oben ein diabolisches Vergnügen, wenn der Dirigentenstab gesunken, auf eigene Faust das Stück zu Ende zu spielen, obzwar es nur einige sind, die führerlos ins Leere eilen. Mit jähem Aufschrei sinkt der Anlauf zurück. Es tritt wieder eine kurze Pause Ruhe ein, und der Wettlauf beginnt von neuem. Als gerade die Sache im besten Fluß und man nicht mehr fürchtet, daß wieder eine Unterbrechung erfolgen würde, klopft es. Der Stab sinkt. Die Stimme des Dirigenten schallt laut durch das Geigengewirr, das noch geschwäbig auf den Rädern der Melodie rollt, sofern ja eine Symphonie überhaupt Melodie hat. Es geht aber wieder weiter. Bis eine Hornstelle kommt. Es klopft. Jetzt bricht der ganze Klangschwall ab. Ein Gefühl, als stünde man mitten hinter den Kulissen eines Bühnenraums. Man erschrickt.

Da meldet sich jemand aus der Reihe der Bläser. Er sei im Zweifel, ob er hier „a“ oder „as“ blasen soll. Der Dirigent sieht den Sprecher fragend an: Dann blasen Sie mal „as“. Es geschieht. Das Orchester bricht von selbst sofort ab. Jetzt ruft der Dirigent: Dann blasen Sie mal „a“. Dasselbe.

Und siehe, nun ging es wie vom Schnürchen. Inzwischen besinnt sich Jaeger auf die Unwüchsigkeit eignen Temperaments, und es beginnt das Frage- und Antwortspiel seitens des Dirigenten. Eine Stelle im Blaskörper will und will nicht Abstand und Zeitmaß wahren. Der Wagen holpert noch. Also wird einzeln geprobt. Erst die ersten Violinen, dann die zweiten, dann der Bläserchor, dann das Holz, dann die Harfe usw., bis der ganze große wuchtige Körper wie in einem Sturmwind erzittert. Die Töne dampfen. Die Männer in den Hemdsärmeln am Baß haben rote Gesichter. Die Geiger am Dirigentenpult peitschen durch betonten Strich das Tempo. Oder kommt es einem nur so vor? Da tritt der jüngste Cellist oder Holzbläser, ich kann es nicht genau erkennen, an den Dirigenten heran und bittet mit leichter Verneigung um eine Ruhepause. Der kecke Zuhörer wundert sich über das Nachlassen so routinierter Orchestermitglieder. Im Augenblick ist das Podium leer. Ein Sprung zwischen die leeren Stuhlreihen, und ich sehe, daß Jaeger, wie in Schweiß gebadet, zwischen den Noten blättert. Noch ist es nicht geschafft.

Der 4. Teil, der rauschendste des ganzen Werks, beginnt. Nun geht es viel glatter. Als sei eine Verschwörung gelöst und ein Druck aufgehoben worden. Das Orchester jagt, als wollte es das Werk aus den Angeln drängen. Oder peitscht der Dirigent so vorwärts? Nein, es ist das Blatt auf dem Pult. Es strömt einen Zwang aus, dem der Taktstock

eine fortreißende Form gibt. Musik vereint ja immer Formloses mit starrer Formalität. Das Klopfen wird immer seltener. Man merkt jetzt, daß es zu Ende geht. Plötzlich bricht es ab. Nicht die Spur von Erschöpfung wird sichtbar. Es ist doch eine Lust, auf diesem Klavier in die vollen Seiten zu greifen. Plötzlich bekommt dieses Klavier Hände, sozusagen Vernunft. Nach dem letzten Takt klopfen und hämmern die Spieler ihrem Dirigenten den Zoll ihrer Achtung. Man hört es seiner Stimme an, daß er mit besonderer Wärme spricht. Er hält eine kleine Ansprache. Noch kein Musiker hat sich von seinem Plaze erhoben. Es liegt eine große Feierlichkeit in diesem Augenblick. Mit einem Scherzwort schließt Jaeger. Ich verstehe nur „auf das Wohl des Orchesters“. Es war der Dank des Künstlers an Künstler.

Wie nun das Orchester am Ausbrechen ist, hat Jaeger eine Bitte. Er zieht sein neuestes Werk aus der Aktentasche hervor, das er, wegen einiger Stellen selbst einmal durchspielen will. Es ist eine Ballade. Alles nimmt wieder Platz. „Über, meine Herren, ich muß nur einige bitten, da zu bleiben, ich habe nicht Noten für alle.“ Und siehe, die im Fach ergrauten Musiker rücken nicht von den Pulten. Jeder will mitmachen. Es gibt ein Schieben, Drängen und Zusammenrücken, und die keine Noten bekommen, bleiben z. T. im Hintergrunde stehen. Nun beginnt das Spiel vom Blatt. Aber Jaeger ist ein zu genauer Dirigent. Er vergißt, daß er etwas nur improvisiert. Wieder klopft er ab, und es wird wiederholt. Willig folgt ihm das Orchester. Große und kleine Klangfiguren huschen vorbei. Durch den Saal schwebt unhörbar ein gewaltiger Sopran. Prima vista. Jede Konzertsängerin hätte es abgelehnt, sich dazu herzugeben. Diese Musiker aber dienen wirklich einer Kunst. Überrascht merken sie, daß jetzt der Dirigent ja gar keinen Pathos mehr im Taktstock führt. Er dirigiert zwar noch, aber mit welcher Reserve, mit welcher Kraft, zu prüfen, in sich selbst hinabzuhorchen. Jetzt merken sie erst, unter welchem Banne sie vorher gestanden haben. Jetzt spielen sie nur. Vorher waren sie ganz Spiel. Das Stück endet. Jaeger dankt. Das Podium leert sich. Der Tag ging mit Riesenschritten seiner abendlichen Erfüllung entgegen.

Um mit Alfred Hein oder nicht ganz mit ihm zu reden: das deutsche Volk hat genug damit zu tun, Musik mit den Musikalischen und Literatur mit den Literarischen zu pflegen. Ja, es ist sogar wichtig, daß die Katholiken ihre Dichter hätscheln, die Sozialisten ihre und auch die Oberschlesier usw. ihre. Ob aber „das deutsche Volk Wichtigeres zu tun hat, als seine Dichter zu hätscheln“, wollen wir lieber, weil wir Wichtigeres zu tun haben, ununtersucht lassen. Mir will scheinen, das deutsche Volk kümmert sich um Jazz, Kino, Boxring, Sechstagerennen, Frauen-Weltmeisterinnen. Wir Oberschlesier wollen uns um Oberschlesien kümmern und wir Ostpreußen um Ostpreußen, allemal wir Deutschen aber ums Deutsche.

Merckblatt für das Sammeln von Volksliedern in Oberschlesien

1. Die Vereinigung für obereschlesische Heimatkunde hat für das Sammeln von Volksliedern in Oberschlesien einen besonderen Ausschuß gewählt und ein obereschlesisches Volksliedarchiv gegründet. Dem Ausschuß gehören an: Regierungsdirektor Dr. Weigel-Dppeln als Vorsitzender, Mittelschullehrer Alfons Perlick-Rokittnitz als Obmann für deutsche Legte und Leiter des Archivs, Dr. Wilhelm Mak-Gleinwig als Obmann für slawische Legte; außerdem Lehrer Hugo Gnielczyk-Hohndorf, Taubstummenerlehrer Georg Hyckel-Ratibor, Musikdirektor Jäschke-Beuthen, Rektor Mücke-Gr. Strehlig, Prof. Dr. Neumann-Reisse, Universitätsprofessor und Musikdirektor Dr. Schneider-Breslau, Universitätsprofessor Geheimrat Dr. Siebs-Breslau, Rektor Karl Czodrok-Colonnowska. Der Sitz des Archivs ist Beuthen D.-G. Das hier gesammelte Material wird nach wissenschaftlichen Gesichtspunkten geordnet und für eine weitere Verwertung zugänglich gemacht (z. B. Herausgabe eines obereschlesischen Volksliederbuches, einer obereschlesischen Volksliedsammlung).

2. Die Vereinigung für obereschlesische Heimatkunde hat angeregt, in den heimatkundlichen Arbeitsgemeinschaften der einzelnen Kreise Volksliedwarten, Sammelstellen für die im Kreise verbreiteten Volkslieder, zu gründen. Derartige Volksliedwarten bestehen bereits für den Kreis Beuthen (Lehrer Chrobok-Miechowicz), für den Kreisteil Carlsruhe (Lehrer Gladisch, Jaginne bei Karlsruhe), für den Kreis Cosel (Lehrer Fieweger, Birken bei Randzin), für den Kreis Falkenberg (Chorrekter Wohlfahrt, Falkenberg), für den Kreis Gleiwitz (Lehrer Kosubek, Löst), für den Kreis Groß Strehlig (Lehrer Hudowski, Himmelwitz), für den Kreis Grottkau (Dr. Schellhammer, Grottkau), für den Kreis Hindenburg (Lehrer Malek, Hindenburg-Zaborze), für den Kreisteil Krappitz (Lehrer Gamroth, Rogau bei Krappitz), für den Kreis Kreuzburg (Lehrer Fleischer, Kreuzburg), für den Kreis Leobschütz (Lehrer Gnielczyk, Hohndorf, Hr. Leobschütz), für den Kreis Neustadt (Städt. Musikdirektor Böbel, Neustadt), für den Kreisteil Berglogau (Chorrekter Spallek-Berglogau), für den Kreisteil Dppeln-Odertal (Lehrer Hanisch, Chroszczütz, Kreis Dppeln), für den Kreisteil Dppeln-Malapane (Lehrer Quittel, Pustkow bei Malapane), für den Kreis Ratibor (Taubstummenerlehrer Georg Hyckel-Ratibor, Hohenzollernstr. 21), für den Kreis Rosenberg (Hauptlehrer Wilk, Paulsdorf bei Landsberg). Reisse ist noch nicht benannt. Die Volksliedwarten reichen das gesammelte Liedmaterial von Zeit zu Zeit an das Archiv, die Zentralsammelstelle, ein.

3. Aufzuzeichnen sind im allgemeinen die Lieder, die weder in der Schule, noch in Vereinen, noch aus gedruckten Liederbüchern gelernt worden sind, sondern die von Mund zu Mund durch die Volksüberlieferung weitergegeben und weiter gesungen werden, z. B. Auf dem Friedhof still und klein, Es waren einmal zwei Schwestern, Horch, was nähert sich dem Schlosse, Marielchen saß weinend im Grase usw. Zu diesen Volksliedern (Liebes-, Jäger-, Soldaten-, Selbstschutz-, Bergmanns-, Spottliedern usw.) gehören auch die Kinderlieder und die Lieder, die zu den Umgängen (Weihnachten: Kollende-, Krippen-, Dreikönigslieder — Osterlieder: Commerfingen, Marzanka . . .) gesungen werden. Wertvoll ist auch das Aufzeichnen der verschiedenen Tanzweisen. Neben den deutschen Volksliedern sind auch die slawischen Lieder zu sammeln.

4. Ebenso sind Lieder, die sich ihrem Inhalte nach nicht für eine Veröffentlichung eignen, von der Aufnahme in die Sammlung nicht auszuschließen. Auch Bruchstücke von Volksliedertexten sind festzuhalten; leicht ist hier der Text durch Aufzeichnungen aus anderen Gegenden zu ergänzen. Die Aufzeichnungen müssen naturgetreu sein, d. h. etwaige zersungene Texte (mit sinnstörenden Ausdrücken, mit Umstellungen von Zeilen) dürfen auf keinen Fall eigenmächtig von dem Sammler verbessert werden.

5. Die gleichzeitige Aufnahme der zum Text gehörenden Melodie ist unbedingt notwendig, da sie ja einen wesentlichen Bestandteil des Volksliedes ausmacht. Gerade die Damen und Herren aus dem Lehrstande bitten wir, dabei behilflich zu sein. Abirigens wird das obereschlesische Volksliedarchiv in nächster Zeit einige Schultungstage einrichten, die in das Aufzeichnen von Volksliedweisen einführen sollen.

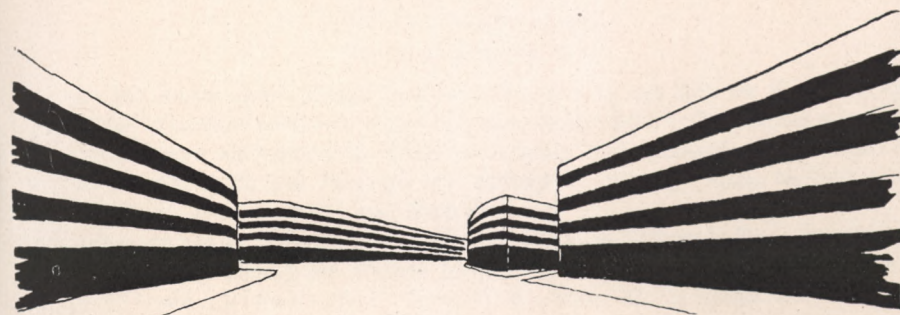
6. Jede Liedaufzeichnung muß den Namen und den Ort des Sängers und des Einsenders enthalten. Auch die Altersangabe des Sängers ist notwendig. Weitere mögliche Angaben über Verbreitung, Herkunft, Alter und Variationen des einzelnen Volksliedes sind erwünscht, da sie die wissenschaftliche Forschungsarbeit erleichtern.

7. Wertvoll wäre es auch, wenn wir Mitteilungen über das frühere Herumziehen der Bänkelsänger in Oberschlesien bekämen. Vielleicht findet sich da und dort noch ein gedruckter Text, der bei dem Singen der „Moritaten“ den Zuhörern verkauft wurde. Auch diese Lieder gehören in das Volksliedarchiv.

8. In manchen Familien sind heute noch handschriftliche Liederbücher vorhanden. Wir bitten um ihre Zusendung, damit auch diese Lieder für das Archiv abgeschrieben werden können. Selbstverständlich werden die freundlichst zur Verfügung gestellten Bücher und Hefte auf Wunsch dem Eigentümer wieder zugestellt.

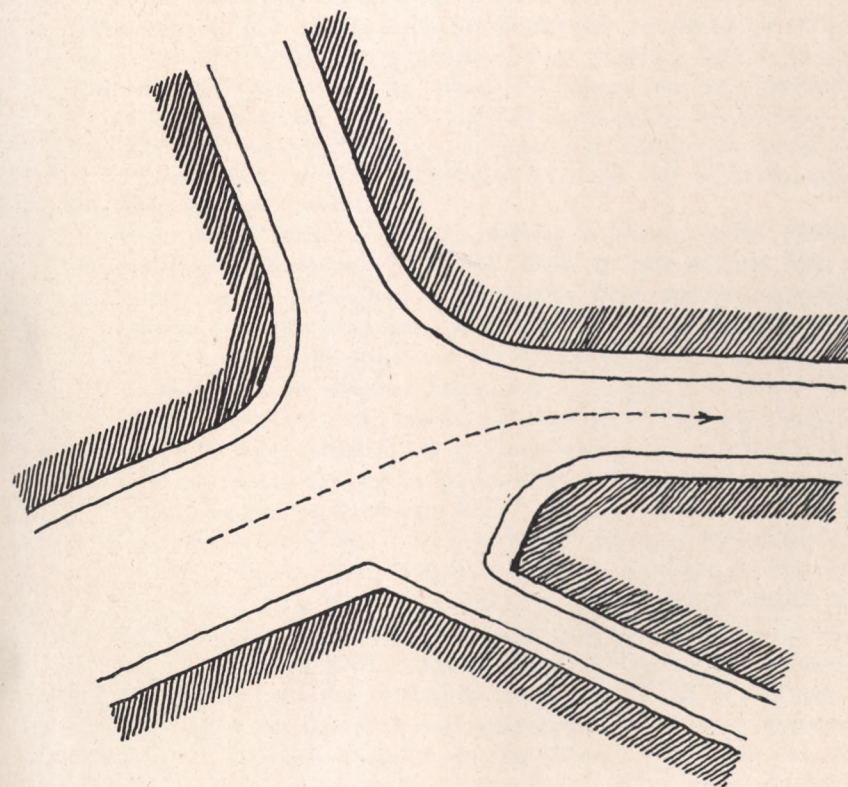
Die Zusendungen von Volksliedern werden freundlichst erbeten an das obereschlesische Volksliedarchiv in Beuthen O.-S. (Altes Stadthaus). Nötige Unkosten, die durch das Sammeln und Zusenden der Lieder entstehen, werden gerne erstattet.

Das obereschlesische Volksliedarchiv.



NEUZEITLICHER VERKEHRSPLATZ

ANLAGE 5



NEUZEITLICHER VERKEHRSPLATZ

ANLAGE 5

Stadt und Festung Cosel im Modell

Mit einer Lichtbildaufnahme

Von Alexander-Cosel D.-G.

In einer Zeit, da die meisten Städte Schlesiens sich mit Eifer und Liebe der Sammlung ihrer geschichtlichen Altertümer annehmen, durfte auch unsere Stadt Cosel in Oberschlesien nicht zurückstehen, umsoweniger, als unsere kleine Stadt als ehemalige Festung und alter geschichtlicher Ort besonders verpflichtet ist, jene Sammel- und Volksbildungsarbeit zu leisten, die heutigentags durch das Wort „Heimatmuseum“ zum Ausdruck kommt.

So konnten wir jetzt die Rekonstruktion der alten Stadt und Festung in Form eines Modells durchführen. Die Ausführung des Modells hatte im Auftrage des Coseler Heimatmuseums die Modellfirma „Planplastik“ G. m. b. H., Berlin W. 9, Linkstr. 20 übernommen und diese Aufgabe zur vollsten Zufriedenheit gelöst. Das Modell hat ein Ausmaß von 2,10 : 2,60 Meter und umfaßt die Stadt mit dem Festungsgürtel, sowie die Gemarkungen Kłodnik bis zum Kanal, Porgorzelleß, Reinsdorf, Kobelwitz und Wiegelschütz. Als Unterlagen stellte das Coseler Heimatmuseum eine Reihe von Plänen, Skizzen, Abbildungen und Beschreibungen zur Verfügung. Leider waren dieselben trotz ihrer Mannigfaltigkeit nicht ausreichend, um ein ganz genaues Bild von der früheren und jetzt geschleiften Festung zu geben. Auch die im Berliner Staatsarchiv ruhenden Archivalien von der Festung Cosel leisteten zwar gute Dienste, konnten aber in einigen Punkten auch nicht helfen. Als wichtigste Unterlagen für den Modelleur dienten hauptsächlich zwei Pläne aus dem Jahre 1750 und 1802, beide Eigentum der Coseler Heimat-sammlung. In Zweifelsfällen, wenn die geschichtlichen Unterlagen nicht ausreichten, mußte die Phantasie zu Hilfe genommen werden.

Cosel war seit den ältesten Zeiten als Grenzburg bekannt im Kampfe zwischen Mähren und Polen. Im Dreißigjährigen Kriege leitete Mansfeld Wasser der nahe gelegenen Oder um die Burg, und so wurde Cosel zur Grenzfestung. Als Friedrich der Große nach dem ersten schlesischen Kriege von Schlessien Besitz genommen hatte, erkannte er die wichtige, strategische Bedeutung der Feste in der Mitte von Oberschlesien und als Brückenkopf gegen Österreich. Der weise Monarch ließ alsbald Cosel zur modernen Festung ausbauen, wurde aber durch die weiteren Kriegszeiten daran verhindert. Erst 1797 konnte die Verstärkung der Feste nach neueren Grundsätzen begonnen und im ersten Jahrzehnt des 19. Jahrhundert beendet werden. Da brach der unglückliche Krieg von 1806/07 aus, und der tapfere Oberst v. Neumann hatte nur notdürftig die Festung in den Verteidigungszustand setzen können.

Aber das Modell selbst schreibt Major a. D. Regierungsrat Hollender, Berlin-Zehlendorf (von 1903—1910 Bataillonsadjutant beim 3. Oberschles. Inf.-Rgt. 62, Cosel), der das historische Vergangenheitswerk an Ort und Stelle besichtigt hat: „... Das angefertigte Modell stellt auf Grund der vom Coseler Heimatmuseum zur Verfügung gestellten Pläne die Festung Cosel dar, wie sie etwa gegen Ende des 18. Jahrh. ausgesehen hat, jedenfalls aber nicht eigentlich zur Zeit der berühmten Belagerung von 1807. Wegen der angeführten Mängel an Unterlagen, sowie auch mit Rücksicht auf die malerische Wirkung ist vielmehr die ältere Gestalt der Festungsanlagen dargestellt worden, d. h. vor allem bezüglich des Mauergrürtels. Dazu kommt noch, daß alle Bauwerke, wie das ja auch auf den Landkarten bekanntlich der Fall ist, nicht genau dem Maß-

stab der Gesamtanlage entsprechend, sondern etwa 2—3 mal größer gearbeitet sind, da sie sonst zu klein, unscheinbar, ja unkenntlich sein würden.

So sind besonders die Festungsmauern etwas übertrieben worden und stark betont, was dem Ganzen eine überaus malerische Wirkung gibt, wenn es auch wohl der Wirklichkeit nicht ganz entsprechend, mehr den Eindruck einer mittelalterlichen Stadtfestung hervorruft, bei der die Mauern die Wälle überragten. Die Häuser der Stadt heben sich dahinter deutlich ab. Sie sind den vorhandenen Bildern genau nachgearbeitet. Man erkennt sofort das Rathaus mit seinem schlanken, spitzen Turm, die katholische Kirche mit dem nicht weniger charakteristischen schrägen und breiten Turmdach, das ruinenhafte alte Schloß, das ehemalige Minoritenkloster mit der Kirche, die turmlose Garnisonkirche, die lange Reihe der Kasernen, die Stadttore usw. Die verschiedenen Farben der Gebäude, die — soweit sie nicht bekannt — der Phantasie des Modelleurs entstammen, machen das Stadtbild recht lebhaft und wirkungsvoll. Um diesen Mittelpunkt gruppiert sich nun der in mehreren Linien gezogene, sternförmige (tenaillierte) Mauer Gürtel der inneren Umwallung mit den Bastionen und Saillants (Spitzen), sowie der äußeren mit den vorhandenen Redouten (Kogauer, Wiegshüßer, Kobelwitzer, Kłodnitzer und Adler-). Wirkungsvoll hebt sich ganz allein jenseits der (als breites blaues Band dargestellten) Oder das kreisrunde Fort Friedrich Wilhelm mit seinem Montalembertschen Turm ab. Die hölzernen Oberbrücken, über die glücklicherweise Zeichnungen vorhanden sind, gleichen kleinen Kunstwerken. — Das Gelände ist ja nach seiner Beschaffenheit als Acker, Wiese, Wald, Wasser in den entsprechenden Farben braun, grün, blau dargestellt ...

Von Jahr zu Jahr verschwindet mehr von den Überresten der Festung, um dem neuzeitlichen Bilde der Stadt Platz zu machen. So möge denn wenigstens unser Modell uns heutigen und kommenden Geschlechtern lebendig vor Augen führen, wie einstens Stadt und Festung Cosel ausgesehen haben, in der unsere Väter in guten Zeiten lebten und wirkten, in der sie aber auch in schlimmen Tagen größte Opfer bringen mußten. Besonders Vereine und Schulen werden sich an dem Modell erfreuen können. Trotz großer finanzieller Schwierigkeiten hat das Coseler Heimatmuseum dieses Werk geschaffen. Möge es vielfältigen Nutzen stiften!

Das Coseler Heimatmuseum beabsichtigt, von dem Festungsmodell größere und kleinere Lichtbilder abzüge anfertigen zu lassen und gegen geringe Vergütung zu vertreiben.

Des weiteren benutze ich die heutige Gelegenheit, auf den Vierfarbendruck „Die Belagerung von Cosel 1807“ von Wilhelm von Kobell hinzuweisen. Der Druck hat eine Größe von 25 : 38 cm, mit weißem Randstreifen 33 : 44 cm und ist zum Preise von 2.— Mark durch das Coseler Heimatmuseum zu beziehen.

Unm. d. Schriftl.: Die Anfertigung solcher Modelle, von denen wir in Oberschlesien bereits mehrere haben — u. a. hat Museumsdirektor Dr. Heinevetter in Gleiwitz ein Modell von der Stadt Gleiwitz im Mittelalter hergestellt — erscheint uns für die Bildungsarbeit und Heimatwerbung sehr dankenswert. Wenn die geschichtlichen Unterlagen nicht ausreichen, um für die Rekonstruktion ein klares Bild zu geben, wird, um der späteren Forschung die Arbeit zu erleichtern, schriftlich hinterlegt werden müssen, in welchen Punkten man die Phantasie spielen lassen mußte.

Vom pädagogischen Gestern zum Heute

(Versuch einer Zusammenschau der letzten 75 Jahre)

Von Maximilian Langer-Neisse

Schluss

Man glaubte nun in der Malerei auch die Zeit für gekommen, wo man auf dem Gemälde nicht nur jene Farben wählen muß, wie sie die Natur erzeugt, sie nicht an jene vorgezeigten Stellen zu setzen hat. Man will sich vielmehr endlich einmal gänzlich von der bisher nur im Verstande bis zum Übermaß mit Realitäten, Banalitäten gesättigten Welt losmachen. So malt man aus bewusster Feindlichkeit gegen alle Gegenstände nur Farben. Im Verfolg dieser Einstellung entstehen jene Farbenklegereien, die wir — leider noch zu realistisch eingestellten — Menschen den Malern verübeln, weil wir keine Ahnung von ihrer Seelenwandlung hatten. Für jene Maler ist die Farbe zum einzigen Problem geworden, sie berauschen sich an gegenstandslosen Farbensymphonien. Eine andere Gruppe von Malern will die Dinge der Außenwelt auf eine einzige Urform zurückführen, den Kubus, und nennt ihre Kunst Kubismus. (Cézanne, Lyonel Feininger usw.). Wieder andere verfielen sich dazu, die völlig unrealistische Darstellungsart von Kindern und Wilden als die Kunst und darum nachahmenswert zu erklären (Infantilismus — Paul Klee). Im innersten Grunde war dabei wohl auch die Tatsache maßgebend, daß das Kind aus dem Urgrunde seiner ganzen Seele schaffen durfte, während der Erwachsene es nur aus dem Verstande tun sollte. Das Kind wird als größter Künstler gefeiert. „Der Genius im Kinde“ verhimmelt, alles wohl Übersteigerungen, Extreme.

Mit welcher inneren Blut jene Generation allesamt an das Malen geht, erhellt aus einem Briefe des Malers Vincent van Gogh (1853—1890: „... denn statt genau das wiederzugeben, was ich vor mir sehe, gehe ich eigenmächtig mit der Farbe um. Ich will eben vor allem einen starken Ausdruck erzielen. Als Beispiel: denke dir, ich male einen befreundeten Künstler, der große Träume träumt, der arbeitet, wie die Nachtigall singt, weil es eben seine Natur ist. Dieser Mann soll blond sein. Alle Liebe, die ich für ihn empfinde, möchte ich in das Bild hineinmalen. Zuerst also male ich ihn, wie er ist, so getreu wie möglich. Doch das ist nur der Anfang. Damit ist das Bild noch nicht fertig. Nun fange ich an, wirklich zu kolorieren. Ich übertreibe das Blond der Haare, ich nehme Orange, Chrom, mattes Zitronengelb. Hinter den Kopf — statt der banalen Zimmerwand male ich die Unendlichkeit. Ich mache einen einfachen Hintergrund aus dem reichsten Blau, so stark es die Palette hergibt. So wirkt durch die einfache Zusammenstellung der blonde, beleuchtete Kopf auf dem blauen, reichen Hintergrunde geheimnisvoll wie ein Stern im dunklen Äther.“ In derselben Linie dieser geistigen Entwicklung liegt dann das Wirken aller modernen Maler. So sagt Kandinsky uns im „Blauen Reiter“: „Das Hauptzeichen der heutigen Bewegung ist das Zerbrechen des seelenlos materiellen Lebens des 19. Jahrhunderts, d. h. das Fallen der für einzig festgehaltenen Stützen des Materiellen, das Zerfallen und Sichauflösen der einzelnen Teile und das Aufbauen des seelisch-geistigen Lebens des 20. Jahrhunderts, welches wir miterleben und welches sich schon jetzt in starken ausdrucksvollen und bestimmten Formen manifestiert und verkörpert.“ Und mit Blut und Leidenschaft faßt das Wesen der neuen Kunst Franz Marc in demselben „Blauen Reiter“ in die Worte: „Wir setzen großen Jahrhunderten ein Nein entgegen. ... wir ringen nach reinen Gedanken, nach einer Welt, in der reine Gedanken gedacht und gesagt werden, ohne unrein zu werden ... Wie bewundern wir die Jünger des Christentums, daß sie die Kraft zur inneren Stille fanden im tosenden Lärm jener Zeit. Um diese Stille flehen wir stündlich und streben nach ihr ... Die Mystik erwacht in den Seelen und

mit ihr uralte Elemente der Kunst." Und nun rückerinnern wir uns jenes kalten Impressionismus, um den Weg zu verstehen.

Es unterliegt gar keinem Zweifel mehr, daß die Literatur, die Schwesterkunst, auch stark heimge sucht wurde von den neuen Bewegungen. Und gerade hiervon lassen sich Bände schreiben. Ich will nur kurz an Max Dauthendey erinnern, den man mit der oben schon zitierten Ansicht von Arno Holz über die Literatur und demzufolge mit einer Nur-Verstandes-Einstellung nicht erfassen kann, wenn er sagt:

„Weinrot brennen Gewitterwinde,
purpurblau der Seerand.
Hyazintheintief die ferne Küste.
Ein Regenbogen, weilschenschwül,
schmilzt durch weihrauchblaue Abendwolken.
Im Laidunkel lacht
eine heiße Nachtigall.“

Wenn man diese Worte hört, ist es einem da nicht, als sähe man jene farbensymphonischen Bilder ohne alle Gegenständlichkeit oder nach van Gogh'scher Art. Wie bildhaft und kraftsprühend zugleich sind Sätze wie „... Sie rollten Pfeilschwäre über Damaskus hin“ oder „Flitzelte rauchten über den Ebenen.“ Da waren Seelenstimmungen zu schildern wie: „Dann drehten kreisende, rote Kugeln sich in seinen Schläfen. Er fiel vom Firmament tief hinab. Der schwarze Raum fraß ihn auf... Ein furchtbar langer Schrei stieß wie ein Keil See und Himmel auseinander.“ Wie tief ist empfunden, wenn es heißt: „Meine Seele ist mager geworden und bleich.“ Welch ein Hohn gelächter wäre erklingen, wenn man diese Worte 30 Jahre früher gesagt hätte; so hatten sich die Zeiten gewandelt.

Aus den scharfen Rhythmen aller Arbeiterdichter dringt der ernste Ruf, ein starkes Sehnen, aus dem eisernen Mechanismus der Maschine herauszukommen und die Seele wiederzufinden. Ein ganzes Geschlecht junger Dichter preßt und verdichtet ihr Erlebnis von Krieg, Menschenachtung, von Mensch und Technik usw. in die Worte des Dramas, aber eines Dramas, das in bisher noch nie dagewesener Weise die Wirklichkeit der Kräfte (Dynamis) in ihrer ganzen Vielgestaltigkeit und Stärke bloßlegt. Man lese einmal unvoreingenommen Dramen wie etwa: Fritz von Unruh's „Offiziere“, Kaisers „Von Morgen bis Mitternacht“, „Die Koralle“, „Gas“ (I. und II. Teil), „Die Bürger von Calais“, Sternheims „Der Snob“, „Die Marquise von Arcis“, Stramm's „Kräfte“, um im letztgenannten die Überspizung zu erleben. Daneben zeigt eine Reihe anderer Dramen die Wirklichkeit der Verzückung (Ekstasis) in reinsten Form, so Rudolf Pannwitz „Die Befreiung des Odisus“, Fritz von Unruh „Ein Geschlecht“, „Platz“, Ernst Toller „Die Wandlung“, Franz Werfel „Spiegelmensch“, Hanns Johst „Der junge Mensch“ (ein ekstatisches Szenarium), bis die Überspizung wiederum in Kokoschkas „Der brennende Dornbusch“ und Hasenclevers „Die Menschen“ eintritt. Damit ist auch schon die Berücksichtigung der Gesamtwirklichkeit und insofern Synthesis gegeben. Dynamis und Ekstasis schwingen aus etwa in Wildganz „Armut“, „Liebe“, „Dies irae“, Reinhard Sorges „Der Bettler“, Hanns Johst's „Der Einsame“, (Christian Dietrich Grabbes Leben und Untergang) und Hermann von Boettichers „Friedrich der Große“. Die große Einsicht dieser Zeit ist, daß die wirkliche Welt nun einmal dasein muß, weil ohne sie kein Leben möglich ist, daß aber alles Geschehen tiefinnerlichst, seelisch ist, die Wirklichkeit nun noch zum Abbild jener jenseitigen Ideen wird.

Nun wird man verstehen, was Hermann Bahr in seinem Buche „Expressionismus“ sagt, wenn er spricht: „Vom äußeren Leben kehrt sie (die Kunst) sich dem inneren zu, lauscht den Stimmen

der eigenen Verborgenheiten und glaubt wieder, daß der Mensch nicht bloß das Echo seiner Welt, sondern vielleicht eher ihr Täter oder doch jedenfalls ebenso stark ist wie sie. Ein solches Geschlecht wird den Impressionismus verleugnen und eine Kunst fordern müssen, die wieder mit den Augen des Geistes sieht: Dem Impressionismus folgt der Expressionismus, auch wieder einseitig, auch wieder einen Teil der menschlichen Natur verleugnend, auch wieder nur eine halbe Wahrheit... Niemals war eine Zeit von solchem Entsetzen geschüttelt, von solchem Todesgrauen. Niemals war die Welt so grabesstumm. Niemals war der Mensch so klein. Niemals war ihm so bang. Niemals war Freude so fern und Freiheit so tot. Da schreit die Not jetzt auf: der Mensch schreit nach seiner Seele, die ganze Zeit wird ein einziger Notschrei. Auch die Kunst schreit mit, in die tiefe Finsternis hinein, sie schreit um Hilfe, sie schreit nach dem Geist: das ist der Expressionismus. „... Alles was wir erleben, ist nur dieser ungeheure Kampf um den Menschen, Kampf der Seele mit der Maschine“.

Die synthetische Verinnerlichung geht immer weiter, hält gegenwärtig noch an und erfaßt einen Winkel der Seele nach dem andern. So wird ein ganzer Gedichtsband möglich mit dem bezeichnenden Titel „Der stumme Jubel“. Man durchkostete diese Worte einmal ihrem Inhalt nach und man wird ihren mystischen Gehalt ahnen können, die Zeichen der Zeit verstehen, die sich kundtun in den so zahlreich geschaffenen und so erfolgreich aufgeführten „Totentanz“-Spielen. Konnte die Philosophie von jenen Naturalismus hatten höhere Geistigkeit lächerlich gemacht, insbesondere hatten sie alle sittlichen Werte damit getroffen. Als dann noch der Alleszermalmer Friedrich Nietzsche (1844—1890) seine „Umwertung der Werte“ in die Welt schleuderte, wie Thor den schweren Donnerhammer, begann die Persektion. Die allgemeine philosophische Ansicht war nun die, daß man nur die Natur restlos zu erkennen, ihre Gesetzmäßigkeiten zu kennen habe und so den Eintritt jedes Ereignisses vorauszubestimmen in der Lage sei. Die Werte leugnete man, und doch wird durch sie das Leben erst lebenswert. Warum war das so? Das mußte so sein, denn man ließ doch nur den Verstand gelten, mit dem man die Natur erkannte, Werte aber nicht erkennen kann. Erst eine folgende Zeit, die den Gösen „Verstand“ in das richtige nebeneordnete Verhältnis zum Gefühl, zur ganzen Seele brachte, konnte auch wieder Werte setzen und sie mit ganzer Seele zu verstehen suchen. So ist es verständlich, das Eduard Spranger in seinen „Lebensformen“ den 4. Abschnitt überschrieben hat: „Das Verstehen der geistigen Strukturen“ und darin den Satz schreibt (S. 368 — 3. verb. Aufl.): „Verstehen heißt, in die besondere Wertkonstellation eines geistigen Zusammenhanges eindringen.“ Sind erst einmal Werte da, dann heißt es auch, sie zu verwirklichen, das heißt: zu handeln. Und hier hängt die Philosophie aufs engste mit der derzeitigen Erziehungs Wissenschaft zusammen; denn was nützt das beste Wissen um das Gute, wenn dieses nicht getan wird. Es ist eben nicht so, wie Sokrates (469—399 v. Chr.) lehrte, daß das Wissen um die Tugend schon die sittliche Tüchtigkeit unter allen Umständen bedinge. Und darum tauchen jetzt überall wieder Erörterungen über eine pädagogische Wertlehre auf. Es hat sich also einmal das Ziel von der wertverneinenden Philosophie zur Wertphilosophie verschoben, zum andern aber auch von der kenntnisbesitzenden und doch passiv-genießenden Erziehung zum schöpferisch-tätig sein sollenden Leben des Einzelwesens, zum Voluntarismus unserer Tage. Wilhelm Wundt beginnt in seinem „Grundriß der Psychologie“ bei den Grundsätzen geistigen Geschehens mit der Einführung eines „Prinzips der schöpferischen Synthese“. Das ist das Tätigsein aus der Totalität der Seele heraus. Somit macht er sich bewußt los von der Ansicht Herberts und Münsterbergs, daß die Seele substanzial so aufzufassen sei wie der Grundstoff (Element) in seinem Bau aus Atomen und sieht sie als einen Prozeß an. Eben dadurch aber ist das

Prinzip der Dynamis (vergl. Literatur) in die Psychologie eingeführt, und überall erörtert man die Frage der psychischen Entwicklung aus eigener Kraft unter Einwirkung der Umwelt und vergißt ganz die andere seelische Seite, die der ererbten Abhängigkeiten bei dieser Entwicklung, bis in William Sterns Konvergenzgesetz die Synthese erklingt: es ist bei jeder Seele etwas als Anlage vorhanden und etwas erwirkt die Umwelt in der Seele.

Hatte man das dynamisch-genetische Prinzip als ein schöpferisches erkannt, so mußte es sich ganz der erstarrten Welt und auch des in ihr eingeschlossenen Schullebens bemächtigen. Wie das im letzteren geschah, habe ich an anderer Stelle so dargestellt:³ „Unsere Schule schien früher ein wunderfein tätiger Organismus zu sein. Überall rollte die Unterrichtseinheit nach der Einheitslehrweise ab: Vorbereitung und Zielangabe — Darbietung — Verknüpfung — Zusammenfassung Übung und Anwendung. Hätte man damals in Preußen einen Einheitsstoffverteilungsplan zum Einheitslehrverfahren gehabt, man hätte zur selben Stunde in allen Schulklassen desselben Jahrganges dieselbe Unterrichtseinheit schauen können. Diese Tatsache wäre vielleicht hier und da als ein großer Erfolg angesehen worden. Aber es trat manches ein, was die Entwicklung anders trieb. Zuerst war manche Unterrichtseinheit nicht in der Stundenplanzeit eines Tages zu beenden. Sollte man morgen in demselben Fache fortsetzen, oder durfte man es wagen, in der nächsten Stunde zu beenden, obwohl auf dem Stundenplan ein anderes Fach stand? Eigentlich ein ganz äußerer Grund, aber er hemmte oft und lange genug. Und nun kam die Meinung auf, daß man bei der Gedichtsbehandlung nicht nach der Einheitsweise gehen dürfe, wenn man solch ein Kunstwerk nicht zerstören wolle. Ein Außenseiter! Man muß nun auch den Unterricht handwirkend durchsetzen, hieß die nächste Forderung. Ja, da war auf einmal das schneidige Frage- und Antwortverfahren unnötig. Und sollten die Kinder in der Handtätigkeit Gutes leisten, dann mußte man ihnen Zeit lassen. Nein, was da für verschiedene Arbeitszeiten und -weisen zutage traten, wo man doch vom Einheitslehrverfahren her nur eine gleiche, schneidige Weise in allen Kinderköpfen glaubte. Und war das denkbar: das schwächste Kind im sonstigen Unterricht leistete oft auf einmal bei der Handbetätigung am ersten das Beste? Wo blieb da die Seelenlehre mit ihren Erklärungen? Staunen über Staunen. Und nun kam der neue Schreibunterricht, der Gesang, das Turnen, die Geschichte. Los vom Stundenplan, vom Stoffplan, hinaus ins Freie beim Unterricht, ins Leben! Wir rechnen nur noch solche Aufgaben, die im täglichen Leben vorkommen! Wir brauchen im ersten Halbjahr noch keine Fibel! Die Kinder lesen vorläufig nur, ohne gleichzeitig zu schreiben! Die Schulstrafen werden eingeschränkt oder abgeschafft! Das Kind soll fragen, fragen, fragen! Der Lehrer soll nur leiten! Die Klasse soll jeden Monat einen Wandertag haben! Sie soll eine Schulgemeinde bilden, in der die Schüler sich selbst Gesetze geben. Der Unterricht ist öffentlich! Es gibt kein Erziehungsziel mehr!

„Mir wird von alle dem so dumm,
als ging' mir ein Mählrad im Kopf herum.“ („Saus!“)

So klagte mancher mitten in der Schultätigkeit stehende Lehrer. Es war eine Lockerung auf allen Unterrichtsgebieten geschehen und mit ihr war die Lockerung seiner Persönlichkeit nicht mitgegangen. Daß einmal sich alles klären und wieder festigen würde, lag klar vor dem, der Einsicht in geistige Bewegungen hatte.“

So war eine Bewegung in die Psychologie und Pädagogik gekommen, die geflutet war von der uniformierenden Einheitslehrweise alter Art zu der dem Stoffe immanenten, aus ihr erlauchten

³ „Volkschule“ vom 15. April Heft 2 von 1926 in „Die erziehungswissenschaftliche Arbeitsgemeinschaft und der berufsfremde Junglehrer.“

spezifischen Strukturlehrweise, vom alten ausschließlichen Frage- und Antwortspiel durch Selbsttätigkeit zur Selbständigkeit, vom ausschließlich rezeptiv-reproduktiven Schülertyp zum produktiv-spontan schaffenden Schülertyp. Und gerade im Übergang zum letzteren erkannten wir in allen zeitlich gleichliegenden Gebieten die Antithese zu früherer Zeit. Erinnern wir uns der alten psychologischen Dreiteilung Verstand — Gefühl — Wille, so erkennen wir, daß sich das Schwergewicht der früheren ausschließlichen Verstandeskultur ins Gefühls- und Willensmäßige verschoben hat, mit der Begrenzung, daß erstere notwendig als Voraussetzungen sind, das letztere aber das Ziel der Erziehung ist. Und gerade der Weg zur willensstarken Persönlichkeit erschien so in neuem Lichte, wenn gleich hier die alte Analogie vom Muskel, der durch viele Tätigkeit stark wird, am längsten und am hemmendsten wirkte. Hatte man richtig erkannt, daß die Verbindung von Gefühls- und Willensleben eine innigere ist als die von Verstand und Willen, so erteilte man einen gefühlsbetonten Unterricht, der dann die erlösende Tat gebar. In dem Maße, in dem man beim reinen Verstandsunterricht blieb, in demselben Maße blieben die selbstgewollten Taten aus. Ja die Einbildung im Verstande: ich kann — ich muß — ich will — sie wirkte nach den neuesten psychologischen Erkenntnissen — besonders der „Neuen Pancher Schule“ — geradezu hemmend, lähmend auf den Willen. Das erkannt zu haben, ist das Verdienst des letzten Apostels der Menschheit: Emile Coués. Ging er von dieser Einstellung nur rein gefühlsmäßig-instinktiv aus, so hat sie ein Psychologe der Suggestion Charles Baudoin, als das Gesetz der verkehrten Anstrengung formuliert. Er faßt es in die Worte zusammen: Sobald eine Idee sich des Geistes bemächtigt hat in dem Maße, daß sie eine Suggestion (zwingende Einbildung) auslöst, dienen alle bewußten Anstrengungen, die das Individuum macht, um dieser Suggestion zu widerstehen, nur zu ihrer Stärkung.“ An derselben Stelle heißt es dann weiter: „Dieses Gesetz, das von Coué entdeckt wurde (obgleich er eine andere, etwas ansichtbare Formel gibt), erklärt viele Tatsachen des gewöhnlichen Lebens wie der Pathologie: Wer radfahren lernt, stürzt mit meisterhafter Präzision über den kleinsten Kieselstein, soviel er auch Anstrengungen macht, ihm auszuweichen, indem er fürchtet, über ihn zu fallen. Alle Anstrengungen eines Trinkers, nicht mehr zu trinken, endigen damit, daß sie ihn gegen seinen Wunsch ins nächste Wirtshaus treiben. Der bewußte und krampfhaftige Kampf gegen die nervösen Symptome führt nur dazu, sie zu verschlimmern. Das sind ebenso viele Anwendungsfälle dieses Gesetzes. Um in ähnlichen Fällen zu siegen, muß man aufhören, sich anzustrengen, die Suggestion dem Willen substituieren, das Vorstellungselement, an Stelle des Tätigkeitsmomentes setzen („Ich werde genesen“ und nicht „ich will genesen“). Und das ist von großer Bedeutung in unserer ganzen moralischen Disziplin.“

Und dann dahinter als zweites Gesetz: Das Gesetz der unterbewußten Finalität lehrt uns, daß in jeder Suggestion, wenn das Ziel gedacht ist, das Unterbewußte die Mittel zu seiner Realisierung aufsucht, und in dieser Wahl der Mittel beweist es eine große Genialität. Einerseits erklärt sich aus dieser Tatsache der öftere erzieherische Mißerfolg, andererseits haben wir — nur eine subjektive Auffassung meinerseits — umwälzende und vorwärtstreibende Entwicklungsmöglichkeiten unserer Willenspsychologie zu erwarten.

War nun die Seele aus dem Verstandespanzer befreit worden, so lag es klar, daß sie sich dem Gefühl so hingeben konnte, daß sie überschwänglich darin wurde. So ist es wohl nicht verwunderlich, daß der Rhythmus und der gute gefühlsdurchzitterte Tanz allerorten Schulen und Systeme schufen, die stark auf Erziehung und Erzieher einwirkten (Koheland, Bode, Menzler, Rudolf v. Laban, Bess Mensendieck usw.). Und während man in diesem Extrem noch schwingt, dessen

Vorzug entschieden die schöpferische Tätigkeit ist, dessen ebenso großer immanenter Fehler aber die Verfeinerung und Vernachlässigung des Stoffes, an dem sich die Kräfte üben, sein kann, — nicht muß — ist in der Ferne schon das Bild der Totalpersönlichkeit sichtbar, in dem alle beteiligten Glieder in das ihm zukommende Gesamtverhältnis gesetzt werden. Darüber hinaus sind es ins rechte Verhältnis zum Menschen gesetzt: die Menschen, die Natur und Gott, kurz die Totalität des Lebens. So sagt Rauß im „Neubau des Religionsunterrichts“ (Bd. II S. 66): „Das Leben in seiner Totalität: als Reich Gottes und der Menschen als Natur und Übernatur, als Diesseits und Jenseits, als dieses und jenes Leben — erfassen und in der anima christiana gestalten wollen.“ Noch ehe dieses Ziel von der katholischen Pädagogik so gesehen wurde, ist schon Prof. Paul Vestreich-Berlin, geistiges und organisierendes Haupt des Bundes der „Entschiedenen Schulreformer“, seit Jahren in allen seinen Schriften darum bemüht.

Wenn ich also die gegenwärtige Zeit recht verstehe, so kommen wir bald einmal zu einer großen Synthese, die darin besteht, daß die Formkräfte des Individuums in das aus dem hohen jenseitigen Ziel aller Erziehung fließende richtige Abhängigkeitsverhältnis gebracht werden. Das gleiche — nämlich richtige — Verhältnis wird natürlich auch in der Sammlung aller bisher zu isoliert betrachteten mitwirkenden Kräfte gesucht werden, als da sind Bildungstoff und Methode, Erzieher, Eltern und Umwelt. Es wird sich dabei eine große funktionale Abhängigkeit aller voneinander ergeben, mit neueren Worten: eine Struktur. So sind wir von einer ganz anderen Seite und in ganz anderem Sinne zu einer Strukturpsychologie gekommen, die geradezu zur Kulturphilosophie geworden ist.

V.

Kommen wir also zur Zusammenfassung.

Aus der vorausgegangenen Darstellung ist unser erster Grundsatz, daß die Psychologie und Pädagogik erfüllt sind mit dem Geiste der im gleichen Zeitabschnitte wirkenden Philosophie, zweimal offenbar geworden, einmal in der Zeit materialistisch-naturalistisch-impressionistischer Auffassung, zum andern in unserer expressionistischen Zeit. Ja noch mehr: nicht nur in der von der Philosophie abhängigen Pädagogik und Psychologie, sondern auch in der gleichgelagerten Literatur, Malerei, bildenden und Baukunst wirken dieselben Grundsätze. Ferner sahen wir die aufsteigende Linie der Vergeistigung und Verinnerlichung von der materialistischen, jede persönlichen Regungen ausschaltenden Auffassung zur höchst innergeistigsten, warm pulsenden schöpferischen Einstellung. Endlich wurde klar, daß unsere Zeit des reinsten Expressionismus eine ganze große Antithese zur impressionistischen Vergangenheit ist, wobei sich in der Gegenwart die große Synthese ankündigt. Gerade sie ist eben eine Zusammenfassung höherer Art der beiden vorausgegangenen Gegensätzlichkeiten, beweist somit unsern letzten Grundsatz: Die Synthese des gemeinsamen Kernsinns der in vorausgegangener Zeit aufgehäuften Einzeltatsachen.

VI.

Ist die ganze Entwicklung nun klar geworden, dann ist auch damit zugleich verständlich, warum heute jene spezifisch so gearteten Bücher erscheinen müssen. Ich will einige erwähnen. Dr. Rudolf Lehmann,¹ Professor der Pädagogik an der Universität Breslau, hat ein Buch erscheinen lassen mit dem Titel „Internationale Jahresberichte für Erziehungswissenschaft“. Daß in einem solchen Buche, in dem von Dänemark, Deutschland, Deutsch-Österreich, der deutschen Schweiz, England, Holland und den Vereinigten Staaten von Nordamerika die Rede ist, eine stark synthetische Darstellung (Wesensschau) walten muß, ist verständlich. Dasselbe gilt von zwei anderen Werken auch: von dem vom Reichsinnenministerium und dem Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht herausgegebenen „Jahrbuch 1925“ (das deutsche Schulwesen) und von dem „Jahr-

¹ 1927 gestorben.

buch der Erziehungswissenschaft und Jugendkunde“ von Prof. Dr. Erich Stern-Gießen. So ist es weiter verständlich, daß Bücher und Abhandlungen erscheinen — um nicht zu sagen: erscheinen müssen — wie: „Der Sinn der Erziehung“ von Prof. Dr. Oskar Rugner (Bonn), „Kulturbegriff und Erziehungswissenschaft“ von Hermann Johannsen (Privatdozent in Jena), „Die philosophischen Zusammenhänge in der Pädagogik der jüngsten Vergangenheit und Gegenwart“ von Prof. Dr. Max Ertlinger (Münster), „Das doppelte Ziel der Erziehung“ von Prof. Dr. Rudolf Lehmann (Breslau), „Das Bildungsproblem“ von Dr. Viktor Henry, „ein philosophisches Buch und ein pädagogisches Buch und wendet sich an alle geistigen Menschen.“ Weiter sind zu nennen: „Philosophische und pädagogische Strömungen der Gegenwart“ von Prof. Dr. Willy Moog (Braunschweig), „Menschenformung“ von Ernst Kriedel, „Die Jugendbildnerie“ (Deutschlands Gabe und Aufgabe) von Prof. Dr. Rindermann (Stuttgart) mit dem charakteristischen Untertitel „Die Richtkräfte“, „Religion und Charakterbildung“ von Fr. W. Goerster, „Die Wiedergeburt des deutschen Geistes und die Schule“ von R. J. Sturm u. v. a. m. Dabei nehmen einen breiten Raum jene Betrachtungen über einen Hauptfaktor der Erziehung, den Lehrer und seinen Entwicklungsgang in der Pädagogischen Akademie, ein.

Für den, der die ganze Entwicklung überschauen kann, ist schon diese dürftige Titelübersicht — mehr ist im Rahmen dieser Ausführungen nicht möglich — mehr als nur eine bloße Anhäufung von Namen. Er fühlt zu tiefsterst, daß gleichsam der Geist der Zeit durch jene Männer sich so geäußert hat, so äußern mußte.

Ganz dunkel beginnen wir jetzt schon zu ahnen, in welche geistige Bewegung der Gegenwart wir gestellt sind. Fühlen wir gleichwohl, daß unsere Zeit des ausgehenden Expressionismus eine ungleich stärkere und tiefere Zeit gegenüber dem Impressionismus der jüngsten Vergangenheit ist, so müssen wir doch wiederum der Worte Hermann Bahrs gedenken: „Die ganze (Wahrheit, der Verf.) streift ja der Mensch nur zuweilen einen Atemzug lang und streift an ihr vorbei, stets von einem Irrtum zum andern schwingend.“ Werden wir heutigen Stürmer und Dränger, denen die Jetztzeit als breite und tiefe Antithese zur Vergangenheit dünkt und die große Synthese zu werden verspricht, in unserem Alter auch einmal sagen müssen, daß unser Heute von der Zukunftswarte aus betrachtet auch nur ein Irrtum war? Das mag bitter sein, ist aber menschlich unabwendbar.

Anmerk.: Quellennachweis.

1. Dr. Rudolf Lehmann „Internationale Jahresberichte für Erziehungswissenschaft“ (Priebsch-Breslau).
2. Dr. E. Stern „Jahrbuch der Erziehungswissenschaft und Jugendkunde“ (Union-Berlin).
3. Dr. Rugner „Der Sinn der Erziehung“ (Langer & Söhne, Langensalza).
4. Johannsen „Kulturbegriff und Erziehungswissenschaft“ (Teubner-Leipzig).
5. Dr. Ertlinger (Max) „Die philosophischen Zusammenhänge in der Pädagogik der jüngsten Vergangenheit und Gegenwart“. (Münster-Verlag, Münster).
6. Dr. Rudolf Lehmann „Das doppelte Ziel der Erziehung“ (Waidmannsche Buchhandlung, Berlin).
7. Dr. Henry „Das Bildungsproblem“ (Quelle & Meyer-Leipzig).
8. Dr. Moog „Philosophische und pädagogische Strömungen der Gegenwart“ (Belz, Langensalza).
9. Kriedel „Menschenformung“ (Diederichs, Jena).
10. Dr. Rindermann „Die Jugendbildnerie“ (Klinkhardt, Leipzig).
11. F. W. Goerster „Religion und Charakterbildung“ (Rotaphelverlag, Zürich).
12. Sturm „Die Wiedergeburt des deutschen Geistes und die Schule“ (Klinkhardt, Leipzig).

Der letzte Ritter der Romantik in der Dichtung

Gedichte an und auf Eichendorff

Gesammelt von Karl Freiherr von Eichendorff

2. Lese.

Die im Juliheft 1926 gebrachte Sammlung von poetischen Huldigungen eines Dichters, der abseits der literarischen Heerstraße, unbeirrt durch Lob oder Tadel, seinen einsamen Künstlerweg ging und dessen Name zeitweise fast vergessen ward über seinen sonnenbeglänzten, durch deutsche Innigkeit sich auszeichnenden Liedern, hat so großen Anklang gefunden, daß eine Ergänzung wünschenswert erschien. Natürlich kann es sich auch diesmal nicht um eine erschöpfende Zusammenstellung handeln. Vieles, das wert gewesen wäre, der Vergessenheit entrissen zu werden, mußte auch bei dieser Gelegenheit wegen Raummangel zurückgestellt werden, so namentlich die lediglich in der Tagespresse veröffentlichten, mitunter recht ansprechenden Schöpfungen wenig bekannter Autoren. Durch die hier zum Abdruck gebrachten Gedichte hoffen wir den Verehrern unseres Dichters für die jetzt häufiger stattfindenden Eichendorff-Feiern Material an die Hand gegeben zu haben.

An Florens.¹

I.

Unruh'ge Wünsche sind geheime Kunden
Von gleichem Sehnen, zarter Gegenliebe,
Daß sich der Himmel auch um uns betrübe
Und Schmerz nach uns, der Heimat fern, empfunden.

Laß immerhin dich durch und durch verwunden,
Erkrankte recht im namenlosen Triebe,
Und wenn das Herz süßblutend offen bliebe,
Senkt Himmel wurzelnd sich in deine Wunden.

Die Wurzeln wachsen tief in's durst'ge Herze,
Drängend, auflockern sie die leichte Erde,
Und zieh'n sie mit sich fort zum Aetherreiche.

Verduftend stirbt der Wunsch in glüh'ndstem Schmerze,
Weiß, daß er auch geliebt, gefunden werde,
Das Waldhorn sagt ihm, wo er Lieb' erreiche.

II.

Den alten Flug will Phantasie beginnen
Es naht der Frühling mit seinem großen Kranze
Die Tapferkeit mit ihrer Gotteslauge,
Das hohe Siegsroß soll mir nicht entinnen.

¹ Unter diesem Decknamen hatte Eichendorff im Jahre 1808 seine ersten Poesien in Alt's Zeitschrift für Wissenschaft und Kunst veröffentlicht. — Das hübsche Gedicht Loebens findet sich in dessen „Blättern aus dem Reisebüchlein eines andächtigen Pilgers“, Mannheim 1808 und bildet die erste Erwähnung Eichendorffs in der deutschen Dichtung.

Die Wolke zeigt der heil'gen Heimat Zinnen
Die Erde grün weist sich im Sonnenglanze,
Und jedes Element in seinem Lauge,
Ich will das Ziel der Liebe mir gewinnen.

Das ward uns kund in erster Jugend Tagen;
Es wollte Waldhorn, Welle von ihm sprechen,
Was um uns her, in Liebesflammen brennen.

Wir sah'n seitdem nur die Gebeine ragen
Der Reiter, die auf ird'scher Bahn zerbrechen,
Nein, laß uns nicht mit Tod und Teufel rennen!

Otto Heinrich Graf von Loeben (Isidorus Orientalis).

An Eichendorff.

Dir sind im Zauberkränze bunt verschlungen
Der Liebe blüh'nde Wunder aufgegangen:
So Schmerz als Freude, tiefer Sehnsucht Bangen —
Du kennst sie all' und hast sie oft besungen.

Doch weist du auch, wie schnell in flücht'gem Prangen
Die süßen Jugendträume sind verklungen;
Was wir als höchstes Kleinod einst errungen
Erscheint uns bald als törichtes Verlangen. —

So laß uns fest am Ewigen denn halten,
Zur Liebe Christi unsern Sinn gewöhnen,
Der uns zuerst mit ew'ger Liebe bindet!

So wird, was spurlos hier vielleicht verschwindet,
Was wir gewollt — in Farben oder Tönen —,
Am Thron des Herrn zum Ew'gen sich gestalten.²

Philipp Veit 1812.

² Die beiden Sonette sind von Raimund Pissin in den „Deutschen Literaturdenkmälern des 18. und 19. Jahrhunderts“ (Gedichte von Otto Heinrich Grafen von Loeben) mit einigen Lesefehlern zum Abdruck gebracht.

³ Beim Abschied von Wien widmete Eichendorff dem nachmals als Maler berühmt gewordenen Freunde das mit den Worten schließende Gedicht:

„So ist unser Fest vergangen,
Und die lust'gen Kerzen löschen aus,
Doch die Sterne draußen prangen,
Und die führen mich und dich nach Haus.“

Veit beantwortete den Abschiedsgruß Eichendorffs durch vorstehendes, seine ernste religiöse Lebensauffassung kennzeichnende Sonett.

An Florens.

Florens, blümentragend Reis,
 Quellend dir entgegen springen
 Solt mein Lied, zum Gruß dir singen,
 Was ich Schön' und Liebes weiß.
 Sangest ja bei Morgenscheinen
 Zu den Dichtern inniglich;
 „Dichter, die es ehrlich meinen“,
 Grütest du im Liebsvereinen,
 Und, Gottlob! Der Gruß traf mich.

Freundeshand, nein, Bruderhand,
 Ward Vermittler jüngst uns Beiden,
 Und dein Lieben und dein Leiden,
 So in Liedern mir bekannt.
 Süße Tränen sind geflossen
 Mir vom Aug' in deinen Klang;
 Jubelnd nah' ich dem Genossen,
 Freu' des Kranzes mich, entsprossen
 Deinem Minn' und Ritterfang.

Florens, zu dir schaffst dies Blatt,
 Wer in seel'ger Freuden Ahnung,
 Süß durchströmt von ernster Mahnung,
 Florens dich geheissen hat.
 Und weil mein erwachtes Lieben
 Nicht sich drängt auf dies Papier,
 Lies, was ich an's Licht getrieben,
 Denk': An Florens sei geschrieben,
 Drüber, und so eign' es dir.⁴

Friedrich Baron de la Motte-Fouqué. 1812.
 (Original-Handschrift im Nachlasse Eichendorffs.)

Dem
 Herrn Regierungsrat
 Freiherrn von Eichendorff
 in Königsberg.

Vertraut mit eines Sängers Lieben, Hassen,
 Strebt ich schon lang', ihm selbst mich zu verbinden;
 Ich suchte ihn und sollte ihn nicht finden —
 Hat nicht das Schicksal auch sein Lieben, Hassen?

⁴ Der von Justinus Kerner herausgegebene „Deutsche Dichterwald“ für 1813 hatte zwei Gedichte Eichendorffs, darunter erstmalig das zum Volkslied gewordene Gedicht „In einem kühlen Grunde“, gebracht. Fouqué, der Eichendorff noch nicht persönlich kannte, sandte diesem hierauf durch Voeben seine neuesten Poesien, unter Beifügung obiger Begleitverse.

Da naht sich ihm der Tag, uns zu verlassen;
 Da fand ich ihn, umrankt von Laubgewinden,
 Gefächelt von der Abendluft, der linden,
 Da durst' ich froh des Sängers Hand erfassen.

Und wie zur guten Stund' ich ihn gefunden
 Im Kranz' der Lieben, die er sich verbunden,
 In eines heitern Tales ernster Stille;

So wird sein teures Bild mir nie erbleichen.
 Wie könnt' auch je der Phantasie entweichen
 Die lieblichste, die freundlichste Idylle.

Danzig, den 20. September 1824.

Meyer.

(Der Ahrenleser auf dem Felde der Geschichte,
 Literatur und Kunst. 1824. Nr. 78.)

Meine Staffelei.

... Allerst sollst du mir tragen
 Ein Bild, so deutsch, so rein,
 Mein Eichendorff, du treuer,
 Du sollst sie jezo weih'n!

Du zogest in mein Herze
 Mit wunderholdem Klang,
 Wie dir in rauschenden Gärten
 Einst Giametta sang.

O, wie in phantastischen Träumen
 Mein Herze überquillt!
 Ich steh' und falte die Hände
 Vor deinem lieben Bild.

August Corrodi
 (Lieder 1853).

Nachruf.

Dezembersturm umbraust die Zinnen,
 Es schrillt der Wetterhahn vom Dach;
 Am Fenster steh' ich einsam hinnen
 Und sinn' vergang'nen Zeiten nach.

Der Zeit, da ich den Freund gefunden,
 Der meinem Herzen sich verband,
 Ich denk' der rasch entschwind'nen Stunden
 Mit ihm verlebt am Elbestrand.

Der Lieder voller Lust und Trauer,
 Die der Natur er abgelauscht
 Und die mit wunderbarem Schauer
 Vordem des Jünglings Brust berauscht.

Nun ist verhallt und verklungen
 Des greisen Sängers Harfenklang,
 Doch was sein frommer Mund gesungen,
 Es wird bestehn' Neonen lang.

Indes enthoben aller Bande,
 Befreit aus irdischem Verlies,
 Er weilt in jenem besser'n Lande,
 Wohin uns stets sein Finger wies.

Lebrecht Dreves 1857.

Aus der Jugendzeit. XVI.

... Vergebt, daß der Galernerwein
Verperlt in den Kristallen,
Vergebt, daß Jugendträumerein
Beim Festmahl mich befallen.

Ihr sangt in heimatlichem Chor
Vom Mühlrad im kühlen Grunde;
Nun klingt das alte Lied im Ohr,
Das Scherzwort stirbt im Munde.

Spät ist's, der rechte Frohsinn schied;
Wie konnte das geschehen?
Im fremden Lande das deutsche Lied.
Kommt, laßt uns schlafen gehen.

Emil Prinz von Schoenaich-Carolath.

Im Lubowitzer Park.

Hinter mir im Tale ließ ich Ratibor, das
saub're Städtchen. In den engen Straßen schlummert
ewig Langerweile. Auch der Lenz, der feste
Junge, rüttelt sie nicht munter. Mich nur lockte
er hinaus zu einer Wand'rung über Rudnick's
Höh'n nach Lubowitz. In weißem Blüten Schmucke
lief die Kirschallee vor mir die breite Straße.
Mälig stieg ich aufwärts, in das Tal noch einmal
niederschauend: Abendnebel hüllte langsam
schon die Stadt ein und die Matkabozekirche.
Durch das Grün der Wiesen zog die Oder, wie der
Silberfaden der Erinnerung durch die Seele.
Linker Hand auf einer Höh' hob ihre Flügel
eine Mühle, ihre Schwester grüßend, die im
kühlen Grunde lustig ihre Räder trieb. Es rauschte
wunderselt'sam aus der Tiefe ... wunderselt'sam.
Eine Weise hört' ich klingen, „von dem Liebchen,
das verschwunden“ ... „von dem Ringlein, das zersprungen.“ —
Weiter schritt ich, ganz in Träumerei verloren.
Einsam grasen sah ich in der Ferne Rehe
vor dem Walde, aufgebaut so hoch da droben.
War's die Abenddämmerung? — war's der blaue Schleier
der Romantik, der hier über Tälern weit und
Höhen glaste? — Aus dem dunklen Parke lugte
sinnend still das Lubowitzer Schloßchen. Schüchtern

rief im Dorfe unten schon die Abendglocke
Traum und Nacht herbei, die stern- und mondbeglänzte.
In den Park zog eine heimliche Gewalt mich.
Aber Zaun und grüne Hecke sprang ich, wie ein
Dieb verwegen, Ruh' auf einer Moosbank suchend.
Nachtigallen schlugen ... Mond und Sterne glänzten.
Glieder und Syringe strömten weiche Düste ...
Käfer flogen leuchtend über weiße Gänge ...
wie ein schlafend Mädchen atmete die Nacht —
Ja! ... Was ist das? ... Träum' ich? — Aus den dichten Büschen
tritt ein Mann. Die hohe Dichterstirn umkränzelt
Lockenhaar. Des Mantels Falten fließen über seinen
edlen Wuchs und eine goldne Leier trägt er
in der Linken. Sinnend bleibt er stehn, indeß die
Finger durch die Saiten meistern. Wunderbaren
Klang entlockt er ihnen und die weichen Töne
fließen flimmernd durch die weiße Mainacht.
Rings verstummt das Lied der Nachtigallen. Schweigend
lauschen sie dem Freunde. Mond und Sterne gießen
reichen, immer reichern Glanz auf ihn hernieder.
Heiß're Düste spenden Glieder und Syringen
und die Nacht küßt seine Stirn. Ich aber sinke
in die Knie, beseelt: „Du bist es, Eichendorff?! —
Unsrer Heimat bester Sohn! Du hast der Mutter,
der verkannten, einen Immortellenkranz von
ew'gem Ruhm um das geliebte Haupt gewunden!
Ihre Schönheit preisen deine süßen Lieder!
Nimmer wird der Zauber deines Lied's verklingen;
im Palast und in der Hütte, — auf der Gasse,
in des Waldes grüner Einsamkeit, — im Kreise
fröhlicher Gefellen und im jungen Herzen,
das in erster, heil'ger Lieb entbrannte, blüht er
unvergänglich, wie Vergißmeinnicht, das blaue.“
Freundlich lächelte der Sänger und sein Auge
strahlte eine ganze Welt von Heimatliebe!
„In der Heimat“, — sprach er — „an dem Mutterherzen
nur gedeiht die echte Kunst! Darum lieb't die Heimat!“
Schnell entschwand er meinen Blicken. Wieder sangen
in dem Lubowitzer Park die Nachtigallen.
Stadtwärts ging ich. Doch in tiefster Seele trage
ich noch immer jene weiße, seel'ge Nacht ...

Paul Albers.
(„Der Osten“ 1907.)

Vorspruch
zu einer Eichendorff-Feier.

„Im Walde liegt verfallen
Der alten Helden Haus,
Doch aus den Toren und Hallen
Bricht jährlich der Frühling aus.“

Joseph von Eichendorff.

Weit, von der Menschen Auge weit
Steht noch das alte, wundersame Schloß
Der alten Helden und der alten Sänger.
Grau ist der Stein, zerbröckelt Dach und Sims.
Zersprungen sind die roten Fensterscheiben,
Im hohen Saale wächst auf Schutt das Gras.
Die Bilder an den Wänden sind vergilbt,
Der goldnen Harfe Saiten sind zerrissen,
Ein Raub des Rostes wurden Helm und Schwert,
Und Sängersmann und Held, sie sind begraben.
Die Welt vergaß das alte Wunderschloß.
Viel dunkle Wälder wuchsen ringsumher
Mit Stachdornhecken und mit sumpfigen Pfaden,
Und nüchtern fette Weide dehnte sich
Im Lande aus, darüber schwarz und schwer
Die Wolken großer Feuerschlote schweben.
Da dröhnt und surrt der Arbeit rauhes Lied,
Da schrillt der Schrei um Freiheit, Brot und Lust,
Viel laut Gelächter und viel wilde Klage,
Hart führt die Straße hin im harten Licht,
Und spitze Weise spitziger Gedanken
Begleitet die erregten Wandersleute. —
Doch jenseits hinter'm wildverwachsenen Wald
Träumt noch das alte, wundersame Schloß,
In kühlen Dämmer Schatten eingebettet.
Da neigt zum Weiher sich im Abendschein
Der blauen Blume wundersame Krone
Und eint ihr süßes Blumen-Sehnsuchtsbild
Dem frühen Mond, der in der Flut sich spiegelt.
Da sind der Grotten Liebestempel noch,
Der Bach fließt noch durch die zerfall'ne Mühle,
Einsiedlerhäuslein träumen noch im Grund,
Und Waldkapellen steh'n auf allen Bergen.
Schmalpfade führen an den Höhen hin,
Holzbrücken leiten über Fluß und Klüfte,
Am alten Herberghaus ein goldnes Horn
Erzählt von gold'ner Zeiten gold'ner Freude.
Von Zeit zu Zeit steht aus der stillen Gruft

Der alten Sängersleute einer auf,
Steigt auf den Turm hinauf zur Abendzeit,
Singt eines alten Liedes alte Weise:
Ist's aber er: Der Herr von Eichendorff,
Der steigt bis zu des Turmes höchster Zinne
Und setzt sein goldnes Waldhorn an den Mund
Und bläst so süß und bläst so mächtig — laut,
Daß widerhallt das Schloß, der Berg, der Wald,
Daß weit hinausdringt dieses Wundertönen,
Weit über der Romantik stille Grenze
Hin zu der harten Straße, wo der Mensch
Der heut'gen Zeit im harten Lichte schreitet.
Da bleibt wohl jeder stehen, der es hört,
Verwundert auf das ferne Lied zu lauschen,
Das fremd und friedsam doch sein Ohr berührt,
Wie alter Wein labt's die erhitzte Lunge,
Wie frischer Waldhauch weht's um heiße Stirnen,
Wie sanfte Hand erhebt's manch müdes Haupt,
Das lange nicht mehr auffah zu den Sternen. — — —
Seid still, ihr Leute, die ihr hergekommen
Tut auf das Ohr, tut auf den Sinn, das Herz:
Bald werdet ihr den Alten blasen hören.

Paul Keller.

Eichendorff und ich.
Eine Phantasie.

Ein trüber Tag war's, wie der Herbst sie hat,
Wir saßen unterm Lindenbaum und schauten,
Wie ferne in den Sträuchern sterbensmatt
Der Tag verblaßte und die Schatten grauten.
Wir sprachen nichts. Wir sah'n zum Wald hinein,
So stumm des Herbstes Ruhe, daß uns bangte:
Die Bäume müd in buntem Farbenschein,
Und hie und da ein Blatt, das niederschwanke.

Da schien mir, daß die Ruh' auf Berg und Tal
Nicht Grabeschweigen sei, darein das Leben
Sich einhüllt bis zum Lenz, wie im Opal
Der Lampe sich verbirgt der Flamme Beben.
Das sei kein Sterben, sei Vergehen nicht!
Das sei nur Ruh, verdient im langen Streite ...
Ich sah in meines Freundes Angesicht,
Der still und träumend saß an meiner Seite.

Des Abends Schimmer, der durch Zweige glomm,
 Goß Perlenglanz auf seine hag'ren Wangen,
 Entzündete der Augen Tau und fromm
 Hielt er sein Haupt mit heiligem Schein umfassen,
 Und ich saß ernst und schaute lang und lang
 Auf diesen Mann, in dessen reine Hände
 Ich all gelegt: der Freundschaft heißen Drang,
 Mein Sehnen und mein Hoffen ohne Ende.

Auf diesen Mann, das Auge neu erhellt
 Mein ganzes Sehnen und mein ganzes Streben.
 Da fühlt' ich erst, wie teuer mir die Welt,
 Darf ich darin an seiner Seite leben.
 Und wie der Wind die Zweige, halbentlaubt,
 Die gelben Blätter rührte auf dem Wege,
 Da wußt' ich, daß mein Herz an Freundschaft glaubt,
 Da wußt' ich, welch ein Glück ich innen hege.

Eduard Mayr.
 (Eichendorff-Kalender 1922).

Im Gedenken Eichendorffs.

Lubowiz.

Hinter den grünen Wipfeln
 Ragt das alte Schloß,
 Verrauscht sind die Feste, die lauten,
 Verfliegen Reiter und Roß.

Es kommen Lieder gesprungen
 Aus menschenverlassenen Park; — —
 Eine Saite hat geklungen,
 Die unsere Seele verbarg.

Da stehen wir und lauschen:
 Wie klingt es in uns so hell!
 Es ist, als hörten wir rauschen
 Des Volkslieds klaren Quell.

Hermann Breiter.
 (Schlesischer Musenalmanach 1920.)

Eichendorff.

Der Wald, der schweigend überm Tale steht,
 Ist schon von bunten Schleiern leicht umhangen;
 Es dämmert und der Mond ist aufgegangen,
 Der silbern durch die blauen Tiefen geht.

Mir ist, als sei der Hauch, der mich umweht,
 Dein seliger Geist, ich fühle mich befangen
 Von süßer Scheu, es wärmen sich die Wangen
 Im Dunkel mir, mein Denken wird Gebet.

Ich liebe dich, du wunderbarer Sänger,
 Du Nachtvioleluft, von Nachtigallen-
 Gesang durchflutet, eh' das sanfte Licht
 Die Wipfel der Kastanien still umflücht,
 Du Sehnsuchtsorn am Hang, begnadet, länger
 Im Herzen als dein Wort zu widerhallen!

Richard von Schaukal.
 (Deutsche Denkmale.)

Eichendorff.

Ich bin zu Berge gezogen,
 Zu Berge aus tiefem Tal,
 Um mich ein leuchtendes Wogen
 Von Blüten ohne Zahl.
 Die Lerchen hoch im Blauen
 Sungen ihr schönstes Lied,
 Sungen's der schönsten der Frauen,
 Die mit mir im Geiste zieht.
 Wie ist so lustig das Wandern,
 Wenn die Liebe im Herzen lebt, —
 Was wissen da unten die andern
 Vom Glück, das bergwärts strebt?!
 Hier oben im freien Reviere
 Schaue ich hell in die Welt,
 Daß ich mich in Frohsinn verliere
 Unter dem grünen Zelt.
 O herrlicher Bergwald Kühle
 Mein rotes brausendes Blut,
 Neh' wie der Bach bei der Mühle
 Des Herzens somm'rige Blut.
 Breite die grünen Arme
 Nun um mein Einsamsein,
 Fern von allem Harme
 Laß mich mit dir allein.
 Kaufe mir süßen Frieden,
 Kaufe den Traum deiner Lust,
 Wie du nur es kannst hienieden,
 In meine weite Brust.
 Wenn dann die Vögel mich wecken,
 Zieh' ich zum blauen Strom,
 Vorbei an klingenden Hecken,
 Weiter durch Gottes Dom.

Alfred Nowinski.
 (Das grüne Zelt. Preisgekröntes Eichendorff-Spiel.)

Ein oberschlesisches Jubiläum

Hundert Jahre „Oberschlesischer Wanderer“ 1828—1928.

Die „Jubiläums-Nummer“

Von Siegmund Reis-Hindenburg D. E.

Wer denkt bei einer Zeitung, die mit dem Tage, an dem sie geboren, auch schon in den Strom der Zeiten versunken, an ein Alter? Und gar an hundert Jahre? Und wer bringt mit einem solchen schnellebigen Dinge die Geschehnisse und Geschichte Oberschlesiens in Verbindung?

Für Bücher gibt Jean Paul an: „Bücher machen nicht gut oder schlecht, aber besser oder schlechter können sie machen!“. Ganz anders hat man von großen Zeitungen auszusagen. Ihre Wirksamkeit ist trotz des anscheinend dünnen Wirkungskreises auf den Tag, im Sinne des Jean Paulschen Wortes eine entschiedene. Sie können nicht besser oder schlechter machen, sondern sie tun es im Hinblick auf das gesellschaftliche und kulturelle oder politische Leben einer Zeit! Und ein solches Leben ist das weit wichtigere jetzt, als das von Jean Paul angezogene Seelenleben des Einzelnen.

So ist es nicht eine Privatsache, wenn eine Zeitung bei uns hundert Jahre ihres Bestehens feiert! Und in dem angedeuteten Sinne besteht schon eine Verbindung mit oberschlesischer Geschichte und mit oberschlesischen Geschehnissen. Und so haben wir auf das hundertjährige Bestehen des „Oberschlesischen Wanderer“ am 1. April 1928 zurückzublicken.

Nun will ich nicht kritisch-historische Untersuchungen mit dem „Wanderer“ in der Hand vornehmen, auch sentimentale Rückschau in das vergangene Leben will ich nicht anstellen und den reizvollen, kulturellen-soziologischen Horizontal- und Vertikalschnitt durch die Zeit, als der „Wanderer“ am 1. April 1828 neugeboren zum erstenmale erschien und sich eine oberschlesische Lesergemeinde unter den Biedermännern suchte, muß ich mir auch versagen. Denn es wäre schöne Arbeit, festzustellen, im Einzelnen festzustellen: Wie lebten die Menschen in Oberschlesien damals? Und wie war Kultur- und Heimatswesen damals bei uns aufgebaut?

Aber Vieles könnten die alten Jahrgänge des „Wanderer“ Aufschluß geben und der Kulturhistoriker kann Material genug schöpfen. Es soll auch einmal geschehen, ganz systematisch, oder es müßte nach prinzipiellen Grundsätzen einmal ernst versucht werden.

Denn in den Zeitungen, und erst recht in den Zeitungen der Provinz, die früher fast allein den Anschluß an die Außenwelt vermittelten... anders wie heute, wo wir Eisenbahn, Autos, Telegraphen, Telefons, Flugzeug, Radio und Kino haben, die uns in einem Tage die ganze Welt mit ihrem Drange erschließen... ist ein ganz bedeutender Teil des Wesens einer Zeit enthalten! Altemäßig und zugleich kommentiert!

So ist es also, über den Rahmen des Geschäfts- und Zeitungs-Jubiläums hinaus ein oberschlesisches Ereignis, das in dieser Hundertjahrfeier eingeschlossen ist. Schon die Tatsache allein, daß in Gleiwitz vor hundert Jahren der Bedarf nach einem selbstständigen Blatte entstand, eine Zeitung sich überhaupt halten konnte, läßt einen charakteristischen Einblick in das Interessengebiet und das geistige Leben der damaligen Bürger von Oberschlesien tun. Und man kann von dort aus das Erwachen der Städte, der Menschen zu allen jenen Dingen, die uns heute wichtig sind, historisch verfolgen. Die Quelle fließt, eine oberschlesische Quelle; hundert Jahre oberschlesischer Tagesgeschichte zu haben, ist ein oberschlesisches Ereignis!

* * *

Der „Oberschlesische Wanderer“ hat nun gewissermaßen die Pflicht erkannt, die ihm Glück und Zufall zu erfüllen ermöglicht. Er hat in seiner Jubiläumsnummer vom 1. April 1928 einen Auftrieb bekommen, um in kurzen aber immerhin quellenmäßigen Aufsätzen die Geschichte Oberschlesiens in den hundert Jahren bis heute, lokalgefärbt, anzuschneiden. So ist eine Nummer erschienen, die mit 160 Seiten Inhalt für den Heimatverbundenen bedeutenden Wert gewinnt. — Leider hat es der Verlag verabsäumt, neben der allgemeinen Ausgabe eine auf besserem Papier herauszugeben, die den privaten und öffentlichen Archiven einverleibt werden kann. Denn der Inhalt dieser Nummer verdient es zum großen Teile!

Ein reiches Material zur Lokalgeschichte der einzelnen bedeutenderen Städte Oberschlesiens, das Wesen des Umkreises, der heute die Provinz bedeutet, ist da zu finden. Wenn auch die einzelnen Aufsätze bestimmungsgemäß nur zum Teile vergangene Zeiten historisch erfassen, andere sich nur mit der Gegenwart und ihren Aufgaben beschäftigen, also durchaus nicht eine Linie eingehalten ist, so ist doch so viel wertvolles Material zusammengefaßt, daß man fast den Aufriß einer kleinen Kultur- und Städtegeschichte, sehr oft soziologisch fundiert, Oberschlesiens aus den Jahren des Heils von 1828 bis 1928 in dieser Nummer zusammengepreßt vorfindet.

Eine kritische Auswertung der einzelnen Arbeiten soll hier nicht unternommen werden. Aber Heimatsforschern und dem oberschlesisch Interessierten bietet sie sehr viel und wenn man sich zur Nugbarmachung das fehlende Titelverzeichnis anlegt, so kann man für spätere Arbeit gutes Material finden.

* * *

Neben diesen Aufsätzen sind noch zahlreiche Illustrationen eingestreut, die manche wertvolle Zusammenstellung zeigen, z. B., bei einigen Städten sämtliche Oberbürgermeister seit 100 Jahren, oder sämtliche Landräte seit dieser Zeit, oder sämtliche Stadtwappen Oberschlesiens, dann Bilder zur Geschichte des „Wanderer“ usw.

Alles zusammengekommen ein achtungswertes Werk, das eine bedeutende, kulturhistorische Ausprägung bekommen hat und das jeder Interessierte besitzen, lesen und aufheben soll. Diese Nummer leitet das Hundertjahrjubiläum ernst und gewichtig ein. Sie ist eine Gratulation und man kann zu ihr gratulieren.

Hundert Jahre Oberschlesien im „Wanderer“... das ist schon etwas, das man, bewegt von allen Gesichtspunkten aus, ernst begrüßen kann!

Vom Jugendwandern in Oberschlesien

Zu den typischen Merkmalen unseres oberschlesischen Volkscharakters gehört ohne Zweifel auch der Wandertrieb. Das Erbe Eichendorffs, des großen Sohnes von Lubowitz, ist hier lebendig. In jedem Oberschlesier steckt ein Stück vom Laugenichts, der über die Täler weit und Höhen, durch den schönen grünen Wald, vorbei an stolzen Schlössern, am Mühlrad im kühlen verwünschten Grund hinaus wandert in die weite Welt. Der deutsche Wandervogel ist es gewesen, der dies romantische Erbe wieder aufgenommen hat und im Laufe der letzten Jahrzehnte von einer höchst subjektiven Jugendbewegung über den hohen Meißner zu einer Volksbewegung anwachsen ließ, die alle Kreise unserer Jugend erfaßt hat und darüber hinaus, in der sogenannten Wochenendbewegung, auch weiteste Kreise unseres Volkes. Eine große Heimkehr zur Natur hat begonnen und wächst immer noch an, ja, nimmt ein solches Ausmaß an, daß man notgedrungen

an die Organisation dieses Wandertriebes gehen muß.

Hier setzt das deutsche Jugendherbergswerk ein. Gerade die Bedeutung des Jugendwanderns ist in jeglicher Hinsicht für unsere Zeit so überaus bedeutungsvoll, daß man nicht nachdrücklich genug darauf hinweisen kann, um dieser guten Sache recht zahlreiche Freunde in allen Schichten der Bevölkerung zu werben.

Sobald hat der Gau Oberschlesien des Verbandes für Deutsche Jugendherbergen seinen Jahresbericht für das Jahr 1927 fertiggestellt, der weitgehende Beachtung verdient. Mit Freude und Genugtuung ist gegenüber den Vorjahren eine steil aufsteigende Linie in der Entwicklung festzustellen. Und dies trotz widriger Umstände. Denn immer noch versagt man in Oberschlesien dem Verbandsgrößere Zuwendungen, wie sie sonst in anderen Gauen üblich sind.

Der Bericht des Herbergsbetriebes ergibt, daß Oberschlesien Ende 1927 32 Jugendherbergen sein eigen nennen konnte, in denen im Laufe des Jahres nicht weniger als 9454 Übernachtungen stattfanden. Gegenüber dem Vorjahre mit 4829 Übernachtungen ist eine Zunahme von 4625, also rund 95 % festzustellen. Während 1926 noch der größte Kontingent der Herbergsbefucher von Erwachsenen gestellt wurde, fällt der größte Prozentsatz im Jahre 1927, nämlich fast 35 %, auf die Volksschüler. Die am stärksten besuchten ober-schlesischen Jugendherbergen sind Jarischau, Oppeln und Lost und vor allem die Oberschlesierbaude mit der weitaus größten Übernachtungsziffer. Der Verbandsbericht betont, daß sich der Betrieb überall mustergültig abgewickelt habe, sodaß man der wandernden ober-schlesischen Jugend in dieser Hinsicht ein gutes Zeugnis ausstellen kann.

Nach der Statistik hat der Industriebezirk die meisten Jungwanderer gestellt, und hier steht wiederum die Stadt Hindenburg an der Spitze. Es darf also als ein erfreuliches Zeichen für unsere Industriejugend gebucht werden, daß sie aus dem Rauch der Hütten und Schlote, aus der Enge der Werkstätten und Mietskasernen hinausstrebt in die Freiheit und den Frieden der Wälder und Berge. Zu wünschen wäre noch, daß von den ober-schlesischen Jugendherbergen auch Gebrauch als Schullandheime gemacht wird. Die Schullandheimbewegung im Reich ist in bester Entwicklung, nur für Oberschlesien ist sie scheinbar noch nicht entdeckt worden.

Nicht weniger als 38 Ortsauskunfteien und 39 Auskunfteien für Jugendwanderer an höheren Lehranstalten stehen in Oberschlesien der Wanderbewegung mit Rat und Tat zur Seite. Die Geschäftsstelle des Gaues Oberschlesien (e. V.) des Verbandes für Deutsche Jugendherbergen befindet sich in Neisse, Neustädter Straße 2, und wird von Max Schneider umsichtig geleitet. Leider besitzt der ober-schlesische Gau noch lange nicht jene allseitige Unterstützung, die er als gemeinnütziges, volkswirtschaftlich und kulturell hochbedeutendes Unternehmen verdient. Bislang haben sich in folgenden Orten Oberschlesiens eigene Ortsgruppen des Jugendherbergswerkes organisieren lassen: Beuthen, Gleiwitz, Hindenburg, Neisse, Neustadt, Oppeln, Ratibor. Auch das Interesse der Kommunen läßt noch zu wünschen übrig. Während im Reich der sogenannte 5-Pfg.-Kopfsatz für Mitgliedstädte immermehr die Regel wird, zahlen die ober-schlesischen Mitgliedstädte einen Satz von $\frac{1}{20}$ bis 1,12 Pfg. auf den Kopf der Bevölkerung.

Der Jahresbericht schließt mit einer herzlichen Dankagung an die zahlreichen persönlichen und korporativen Helfer des ober-schlesischen Jugendherbergswerkes, an deren Spitze Oberpräsident Prose und Landeshauptmann Piontek stehen. Der Appell, in diesem Sommer 1928 allseitig den Verband für Deutsche Jugendherbergen zu fördern, ist besonders wichtig. Eine außerordentliche Gelegenheit zur Hilfeleistung bietet sich in der soben ausgeschriebenen Warenlotterie des Herbergsoverbandes, die vom Preussischen Minister für Volkswohlfahrt genehmigt worden ist. Die

Ziehung, deren Hauptgewinn ein Eigenheim im Werte von 30 000 Mark, sowie eine Reise um die Welt im Werte von 10 000 Mark sind, findet bereits am 28. Juli d. Js. in Berlin statt. Da der Reingewinn der in Oberschlesien verkauften Lose restlos den ober-schlesischen Jugendherbergen zugute kommt, ist mit dieser Lotterie die beste Gelegenheit gegeben,werbend in den weitesten Bevölkerungsschichten zu wirken. Möchten sich die Schulen, die Jugendverbände und vor allem auch die behördlichen Stellen für dieses Liebeswerk einsetzen! Werbematerial sowie die Lotterielose sind von der Neisser Geschäftsstelle anzufordern.

Wie eingangs gesagt, ist es überflüssig, über die Bedeutung der Wanderbewegung in sozialer und kultureller Hinsicht auch nur ein einziges Wort zu verlieren. Man denke aber auch daran, daß hier eine wichtige grenzpolitische Aufgabe zu erfüllen ist, die sich vor allem im Zweisprachengebiet nachhaltig auswirken dürfte. Auch die Möglichkeit, durch ein vorbildlich aufgezogenes Herbergsnetz die wandernde Jugend aus dem Reich nach Oberschlesien heranzuziehen und so unseren süd-östlichen Grenzwinkel den Binnendeutschen näher zu bringen, verdient weitestgehende Beachtung. Wünschenswert wäre es ferner, wenn sich die Schulen und Vereine durch Werbeveranstaltungen aller Art, zu denen die Lotterielose als Eintrittskarten gelten mögen, dem ober-schlesischen Jugendherbergswerk zur Verfügung stellen. Die Geschäftsstelle in Neisse wie auch der Unterzeichnete stehen mit Vorschlägen, Material und auch zur persönlichen Mitwirkung gern zur Verfügung. Vielleicht wird der eine oder andere Leser über soviel „Rummel“ ein wenig verwundert den Kopf schütteln. Aber im lauten Gelärm unseres unruhigen Zeitalters lohnt es sich schon, auch einmal dort zu rummeln, wo es dem Gedeihen und der Zukunft einer wirklich guten und volkstümlichen Sache gilt, die im wahrsten Sinne jene Sehnsucht verlebendigt, von der unser ober-schlesischer Eigendorff zeitlebens erfüllt war, und die immer wieder in seinen unsterblichen Liedern aufklingt.

Alfons Handuk.

Anm. der Schriftleitung: Im Anschluß an vorstehende Ausführungen sei unsererseits wärmstens auf die diesem Hefte beige-fügte Prospektbeilage des ober-schlesischen Jugendherbergswerkes empfehlend hingewiesen.

Lustige G&e: Eine neue Prieße vom Dichter der „Tabakierka“.

Wir wollen ein Wochenblatt herausgeben

Groteske von Victor Kaluzza

Wir sind drei. Keiner von uns hat Geld. Deshalb wollen wir ein Wochenblatt herausgeben.

Seit wir mit der Idee umgehen, gibt es im Café „Silesia“ keine Musikprogramme. Seit gestern legt der Ober auch keine Bierdeckel mehr auf. Nun beschreiben wir Tisch und Bänke. Und machen Knoten in die Schlipse.

Wenn wir drei uns zusammensetzen, ist es im Café so still, daß man die Fliegen auf der Bismarckreife rülpfen hört. Es vergehen keine fünf Bierminuten und wir lachen, daß der Lorbeerkrantz über dem Kapellmeisterpult staubt.

Neulich beschwerte sich ein Herr am Nebentisch über uns. Daraufhin zeigte ich ihm die Zunge, und Hans niefte so kräftig, daß ihm — dem Herrn am Nebentisch — die zwei Stücke Zucker, die er gerade in die Tasche stecken wollte, auf die Erde rollten. Und Alfons, der jüngste von uns, zertrat sie rasch aus Versehen.

Dann lachten wir weiter. Und taten ein Gelübde. Wenn das Blatt einschlägt, stiften wir für den Stadtpark eine Bank mit Sprungfedern.

Heißen soll das Blatt „Die Harke“. Inserate lehnen wir entrüstet ab. Die letzte Seite bleibt frei für Notes oder zum Einwickeln des Brotes.

Vor Zusendung von Manuskripten wird gewarnt. Das Finanzamt wird gebeten, sich an den Druckkosten zu beteiligen.

Wir garantieren für einen Bombenerfolg. Wir haben schon reichlich Reklame gemacht. So gestern abend auf dem Marktplatz. Zwischen sieben und acht kletterte Hans von außen auf den Rathausbalkon. Alfons und ich standen unten und schrien:

„Haltet den Dieb! Haltet den Dieb!“

Als eine genügende Menge Volkes versammelt war, räusperte sich Hans und rief aus Leibeskräften:

„Wir werden euch schon zeigen, was eine Harke ist!“

Und kletterte herab.

Der Schupo war rechtzeitig zur Stelle. Schon zückte er nicht das Schwert, sondern den Bleistift, da trat Alfons rasch auf ihn zu und flüsterte ihm diskret ins Ohr:

„Sie — Sie — Sie haben — — —“

Der Arm der Gerechtigkeit erstarrte. Wir entschwandten. Erst als der erste Trambahnschaffner krächte, gingen wir nach Hause. Und schrieben. Hören Sie hier paar Proben.

Die Eisenbahn.

Zurückbleiben!

Zurückbleiben!!

pff pff

pff pff

pff pff

pff pff

pff —

Koffer.

Koffer müßten Räder haben und an der Leine zu führen sein. Auch müßten sie bellen können.

Die Karbidka.

Steht auf der Kommode und stinkt. Immerhin, eine Karbidka auf der Kommode leuchtet besser als ein glimmendes Streichholz im Spucknapf.

Der Plazeß.

Man zerreiße einen halben Zentner Kartoffeln bis zur Unkenntlichkeit, haße einen Schwan im Blauband hinein und klatsche den Leig mit einer Maurerkelle auf die glühende Ofenplatte.

Ein warmer Plazeß, etwas breit getreten, gibt einen guten Bettvorleger ab. Auch als Brustwärmer ist er winters zu empfehlen.

Der Hering.

Der Hering heißt mit dem Vornamen Matjes. Er frisst am liebsten Pellkartoffeln.

*

Wollen Sie Ihre geschätzten Mitbürger vor den Kopf stoßen, dann schenken Sie uns, bitte, tausend Mark, damit wir die „Harke“ herausbringen können.

M i t t e i l u n g e n / B ü c h e r e d e

Ein Oberschlesier erhält den Beethoven-Preis.

Zum zweiten Male wurde der am 100. Todestage Beethovens von der Preussischen Akademie der Künste gestiftete Beethoven-Preis verteilt und den Komponisten Arnold Mendelssohn und H. Kaminski verliehen. Kaminskis Vater wirkte als Geistlicher in Oberschlesien. Arnold Mendelssohn ist am 26. Dezember 1855 als Sohn eines Veters von Felix Mendelssohn, des Eisenbahnwerkmeisters Mendelssohn zu Ratibor geboren. Das Schaffen Arnold Mendelssohn hat Gerhard Streck im Januarheft 1926 unseres „Oberschlesier“ ausführlich gewürdigt. Dasselbe Heft unserer Monatschrift brachte auch das Bild des Meisters und als Probe seines Schaffens das „Allemande“ seiner Modernen Suite op. 79.

Heimatliche Ehrung für Professor Weg.

Der Komponist Professor Richard Weg ist bekanntlich das jüngste Mitglied der Preussischen Akademie der Künste, in die er kürzlich zusammen mit dem namhaften Musiker Stravinski berufen worden ist. Richard Weg stammt aus Oberschlesien und ist in der Stadt Gleiwitz beheimatet, die er als junger Mensch vor etwa dreißig Jahren verlassen hat und seitdem nicht wieder sah. Damals ging der junge Künstler einer recht ungewissen Zukunft entgegen. Viel bittere, sorgen- und arbeitsreiche Jahre liegen hinter ihm. Sein Talent setzte sich dennoch allen Widrigkeiten zum Trotz durch und gerade in letzter Zeit hat Professor Weg, der seit zwei Jahrzehnten in Erfurt bodenständig ist und den dortigen Musikverein erfolgreich leitete, eine Reihe nennenswerter Erfolge erringen können, wie zum Beispiel die Berufung in die Akademie der Künste, ferner die sehr beifällig aufgenommene Wiedergabe seines „Requiem“ durch die Berliner Singakademie unter Georg Schumann. — Kein Wunder, daß sich nun auch die Heimat, in der bekanntlich kein Prophet etwas gilt, das Komponisten erinnerte und ihm eine späte ehrenvolle Anerkennung verschaffte. Der Musik-

verein der Stadt Gleiwitz berief Professor Weg persönlich nach seinem Geburtsort, wo kürzlich unter dessen Leitung ein Richard Weg-Abend mit starkem Erfolg stattfand. Zur Aufführung gelangte die melodiose, hervorragend instrumentierte c-moll-Symphonie des Meisters, sowie einige gelungene Liedkompositionen für Bariton, Chor und Orchester. Vor allem gefiel die Liedichtung „Hyperion“, in der die ganze schöpferische Eigenart des Künstlers in polyphoner Schönheit aufklingt. — Richard Weg wurde herzlich gefeiert. Die Stadt Gleiwitz ließ ihm eine künstlerisch ausgeführte Vase aus der Staatlichen Hütte, der Musikverein einige weitere Ehrengaben überreichen. Es ist auch, wie man hört, geplant, den erfolgreichen Komponisten zum Ehrenbürger der Stadt Gleiwitz zu ernennen und einer neuen Straße seinen Namen zu geben. A. Hof.

Der Lehrer-Gesangverein Gleiwitz unter Musikdirektor Franz Kauf brachte am 1. April 1928 die Matthäus-Passion von Joh. Seb. Bach heraus. Den Chor sangen: Der gemischte Chor des Lehrer-Gesangvereins Gleiwitz, die Chorvereinigung Königshütte, verstärkt durch den Männerchor des D. H. V. Königshütte und der Knabenchor der Volksschule VI. Es wirkten weiterhin mit das Vereinigte Orchester Gleiwitz.

*

Beide großen Veranstaltungen zeigten von neuem, daß Gleiwitz auch auf dem Gebiete der Musikpflege in Oberschlesien einen guten Namen hat.

Luftbilder aus Schlesien.

Schon häufig wurde es als Mangel empfunden, daß die Flugbilder des Arokartographischen Instituts nur in Ausstellungen zu sehen waren und so ihre unterrichtliche Verwendung unmöglich war. Daher hat sich das Arokartograph. Institut, Breslau 13, entschlossen, seine Aufnahmen in Glasbildern auch einem größeren Kreise zugänglich zu machen. Die vorliegende

erste Folge von 25 Luftbildern soll aus der Fülle des Materials die heimatkundlichen wichtigsten Tatsachen herauszuheben. Stadt, Land, Wirtschaft, Verkehr und Landschaft wurden möglichst gleichmäßig berücksichtigt. Der beigegebene Text von Dr. R. Olbricht unterrichtet nicht nur über die dargestellten Einzelheiten, sondern bringt auch die zur Erklärung notwendigen geschichtlichen und statistischen Angaben. Die Serie wird nur geschlossen abgegeben und kostet 50 Rmk. Eine kurze Angabe der Bildfolge wird erwünscht sein: Bild 1: Zobten (Waldgebirge und umliegende Ackerbauebene), 2: Schnee gruben (Blick über die Gruben und den Kamm bis zur Kesselfippe und dem Elbgrund), 3: Waldenburg (Blick über Waldenburg, Dittersbach, Altwasser und Salzbrunn), 4: Langenbielau (zur Stadt erweitertes Waldhufendorf mit den Fabriken von Christian Dierig), 5: Goldentraum (Blick über den Ort und den Stausee), 6: Broßtau (typisches Angerdorf), 7: Ober-Thiemendorf (Streuensiedlung im Gebiet der Wiesewirtschaft), 8: Tempelhof (von Friedrich dem Großen angelegte Waldkolonie), 9: Karlsruhe (nach dem Vorbilde von Karlsruhe in Baden gegründete Stadt), 10: Breslau-Altstadt, 11: Brieg, 12: Glas (die gewaltigen Befestigungen der friedericianischen Zeit sind deutlich erkennbar), 13: Siegnis-Altstadt, 14: Görlitz, 15: Goldberg, 16: Glogau, 17: Ratibor, Stadtlage in einer Oberschlinge, 18: Oppeln, neue Siedlungen und großer Güterbahnhof, 19: Gleiwitz, mit dem Klodnikkanal, 20: Oder und Schleuse Bartheln mit Umgehungs kanal und Flut kanal, 21: Talsperre Weistritz, 22: Breslau: Städtischer Hafen, 23: Broßtau bei Breslau mit dem großen Verschiebehof, 24: Vorkriegwerk O.E. zu Hindenburg (Stadtteil Biskupitz) gehörig, 25: Portland-Cement-Fabrik Schimischow, westlich von Gr. Strehlitz.

Da in der obigen Serie Oberschlesien entsprechend seiner Bedeutung berücksichtigt ist, wird die Anschaffung der Serie sehr empfohlen.

Oberschlesienfahrten nach Wien und Budapest.

Wie bereits vor einiger Zeit gemeldet, veranstaltet die Arbeitsgemeinschaft für Volksbil-

dung-Ratibor in diesem Jahre Gemeinschaftsfahrten nach Wien und Budapest. Zweck dieser Fahrten soll die Förderung der Schicksalsgemeinschaft zwischen unserer Ostmark und dem sich in gleicher Lage befindlichen Deutsch-Osterreich sein. Es sei besonders der kulturelle Charakter dieser Fahrten betont. Doch auch echte Wiener Fröhlichkeit soll nicht zu kurz kommen. Es werden folgende Fahrten veranstaltet: Gruppe A: 5.—7. Mai, 3 Tage in Wien (78 Rmk.) Anmeldung bis 20. April. Gruppe B: 11.—17. Mai, 6 Tage in Wien (125 Rmk.) Anmeldung bis 25. April. Gruppe D: 24. bis 30. Mai, 3 Tage Wien, 3 Tage Budapest (140 Rmk.) Anmeldung bis 10. Mai. Gruppe E: 2.—8. Juni, 4 Tage in Wien, 3 Tage in Budapest (170 Rmk.) Anmeldung bis 20. Mai. Gruppe F: 7 Tage in Wien, 6 Tage in Budapest (270 Rmk.) Anmeldung bis 15. Juni. (Dauer der Fahrt vom 23. Juni bis 5. Juli.) Gruppe G: 29. Juni bis 5. Juli, 6 Tage in Budapest (Hotel I. Kl., Preis 150 Rmk.) Anmeldung bis 10. Juni. Gruppe H: vom 1. August bis 11. September werden laufend Viertagereisen nach Wien eingerichtet. Die Kosten für diese 4 Tage in Wien belaufen sich auf 62 Rmk. Gruppe I: In den großen Ferien werden nach Bedarf Gemeinschaftsfahrten nach Wien oder Budapest eingelegt werden oder nach beiden Städten zusammen. Auskünfte erteilt die Geschäftsstelle der Arbeitsgemeinschaft für Volksbildung-Ratibor, Magistrat, Rathaus, Zimmer 35. Ebenfalls werden von dieser Stelle aus Prospekte kostenlos an Interessenten verteilt.

Die Groß-Strehlitzer Zeitung

konnte am 1. April d. Js. auf ein 60 jähriges Bestehen zurückblicken; sie ist so richtig heimatverwurzelt. Eine besondere Beilage „Aus dem Ehemer Lande“, deren Schriftleiter Ernst Mücke ist, dient ausschließlich der Heimatforschung und Heimatpflege in diesem Teile Oberschlesiens.

*

Hans Christoph Kaergel gibt soeben in der „Vaterländischen Verlags- und Kunst-anstalt“, Berlin in der Reihe „Unsere deutschen Erzähler“ zwei Novellen unter dem ge-

meinsamen Titel „Kreuzwege“ heraus. Kaergel gehört zu den wenigen Schriftstellern, die, zu stark in ihrer Eigenart, an unsere schnelllebige Zeit keinerlei Zugeständnisse machen, um einen besseren Markt für ihre Bücher zu erzielen.

Er hat noch Traum und stellt mit seinem Werk eine notwendige Gegenwirkung gegen die verderbliche Überwachtheit der Zeit dar. Durch seine Art stellt er den Leser von vorn herein vor die Entscheidung, zu lesen oder nicht zu lesen.

Selbst unbeirrt seinen Weg gehend, spricht er vornehmlich zu Unentwegten und von Sport, Amerikanismus, Kino und Rundfunk Unbeirrteten. Kaergel braucht auch für sein neuestes Buch wieder stille und gesammelte, durch keinen Tagelärm zerstreute Leser. Er gibt seinen Lesern noch etwas auf, sammelt sie eher zu ihrem eigentlichen Selbst, statt sie billig zu zerstreuen. Dementsprechend kann Kaergel hier wie stets wenig das spannende Ereignis pflegen. Das Geschehen liegt innen. — Bei einem Schreiber Johannes Zierschke ist schon in der Jugend die Revolution so heftig nach innen geschlagen, daß der ganz in sich Gekehrte während der Hungerrevolten im Gefolge der Inflationszeit denen, die nur die den Mitmenschen abgeschlagenen Köpfe (statt der den Schlangen, unseren Beinarden, abgeschlagenen) gelassen lassen, als ein Narr erscheint. Dieser Johannes Zierschke ist irrt vor Wissen um das Leben. Er kann nur durch seinen Tod noch mehr hinzulernen. — Wer sind die eigentlichen Narren: die die Scheiben in den Läden der Strasse oder die sie bei sich drinnen einschlagen? Diese Frage steht groß vor uns, wenn wir die neue Novelle Kaergels aus der Hand legen. —

Willibald Köhler.

„Taghorn“-Ausklang.

Mit dem Heft 9/12 verabschiedet sich der Herausgeber des „Taghorn, Schlesiens Monatshefte für deutsche Musikpflege“ von den Lesern und teilt gleichzeitig mit, daß seine Zeitschrift ihr Erscheinen einstellt. Eine sehr wert-

volle und kritisch bedeutsame Arbeit hat damit leider ihr Ende gefunden.

Der Herausgeber, Dr. Hermann Maßke, der Lektor für Musik an der Technischen Hochschule in Breslau ist, begründet das Eingehen der Zeitschrift u. a. mit folgendem: „Es ist ja doch bei einer solchen Angelegenheit nicht so, daß irgend jemand sich der Sache als Aushängeschild oder aus wirtschaftlichen Gründen annehmen kann, vielmehr gehört eine Summe vielseitig erprobter Erfahrung, unentwegter Idealismus und starke kritische Begabung, kurz: eine zu kultureller Führerschaft berufene Persönlichkeit organisch zum Posten des Herausgebers, selbst aus wirtschaftlichen Gründen.“ Und dann weiter: „Aber es muß dann immerhin der volle Einsatz einer menschlichen Arbeitskraft dahinter stehen.“ Dies sei aber dem Herausgeber nicht mehr möglich, weil er durch eine gestiegene Arbeitslast überbürdet sei und außerdem seine Eigenkraft nach Möglichkeit für weitere wissenschaftliche und künstlerische Arbeit freihalten möchte.

Von der musikalischen Begabung des Schlesiens meint Hermann Maßke u. a.: „Der Schlesier ist von bekannter Liebe zur Musik und bestimmt musikalisch begabter als mancher andere deutsche Stamm, aber er hat seit langem keine rechte musikalische Erziehung genossen. Darum ist das heute in so vielen zum Teil gegensätzlichen Auffassungen schimmernde musikalische Erziehungsproblem in wenig deutschen Gauen so sehr von innen heraus aktuell wie gerade in Schlesien... Mehr als irgendetwo müssen wir uns gerade in Schlesien hüten, den inneren Bruch in den Kunst- und Erziehungsfragen der Gegenwart durch gewaltsame Aufzuprofung kurzbefristeter modischer Größen und Prinzipien ins Unerträgliche, d. h. hier ins Zwecklose zu vergrößern. Wir müssen vielmehr Bodenständigkeit Neues unter Zusatz von bestem erprobtem Menschen- und Prinzipienmaterial aus dem ganzen Reiche organisch vom schlesischen bzw. ober-schlesischen und sudetendeutschen Menschen heraus zu entwickeln suchen.“

Alle Zuschriften, sowohl verlegerische als redaktionelle, bitten wir an den Herausgeber, Rektor Karl Czodroff in Colonnowska D.S. zu richten.

Hermann Buchal

Anmerkungen zu unserer Notenbeilage

Zwei Musikern, die der obererschlesischen Heimat entstammen, sind kürzlich hohe Ehrungen widerfahren. Der Altmeister Arnold Mendelssohn wurde durch Verleihung des Beethoven-Staatspreises ausgezeichnet und Richard Weg wurde Mitglied der Akademie der Künste in Berlin. Der „Oberschlesier“ darf sich umso mehr darüber freuen, als er immer wieder auf die Bedeutung der beiden Künstler aufmerksam machte und für die Pflege ihrer Werke in der engeren Heimat mit Erfolg eintrat. Seine Bemühungen gelten indessen nicht nur den Auerkannten, sondern mit besonderem Eifer den Ringenden, deren Ruf in der breiten Öffentlichkeit noch der Festigung bedarf. Zu ihnen gehört Hermann Buchal. Sein Name hat bei uns einen guten Klang, aber mit der Verbreitung seiner Werke hapert es noch. Er gehört jener Generation an, der durch den Krieg und die wirtschaftliche Not der Nachkriegszeit der Weg zum Erfolg verlegt wurde. Das darf nun nicht länger so bleiben. Die Heimat hat die Pflicht, hier Wandel zu schaffen. Bereits im Maiheft 1924 brach der „Oberschlesier“ eine Lanze für Hermann Buchal. Seitdem hat der Künstler unermüdlich Werk auf Werk geschaffen; so ist es wohl an der Zeit, mit allem Nachdruck erneut auf ihn hinzuweisen.

Der Schaffensüberblick von 1924 ergab Betätigung auf den verschiedensten Gebieten der musikalischen Komposition; da war Kirchenmusik, eine Oper, da waren sinfonische Werke und all die Gattungen intimer Musik wie Lieder, Klavierwerke und Kammermusik. Eine innig schöne Weisnachtskantate eröffnete neue Ausblicke auf den Bezirk oratorischen Schaffens. Zweimal konnte unsere Zeitschrift seitdem von Werken berichten, die zum Druck gelangten: von den Balkanvariationen (Hainauer-Breslau) für Klavier und von der dreistimmigen Messe (Görlitz-Breslau) für Frauen- und Männerstimmen, die ein besonders geschätztes Repertoirestück des Breslauer Domchors geworden ist. Im Manuskript liegen außerdem vor: ein wiederholt erfolgreich gespieltes Streichquartett a-moll, ein Klaviertrio, eine Klavierfante (g-moll), eine kleine Musik für Klavier, Violine und Violoncello (im Sinne bester Hausmusik), ein Zyklus Lieder auf Texte von Arnold Illig, eine Sinfonie (C-dur), ein abendfüllendes Oratorium „Maria“, auf das wir gelegentlich ausführlich zu sprechen kommen wollen, und 2 Solosonaten für Violine im alten Stil.

Wir sind heute in der glücklichen Lage, 2 Sätze eines dieser letztgenannten Werke für unsere Leser abdruckend. „Im alten Stil.“ Was will das besagen? Nun, das unbegleitete Musizieren auf der Violine ist eine deutsche Spezialität der Altmeister des 17./18. Jahrhunderts. Nichts geringeres war hier verwirklicht, als daß der Reichtum harmonischen Empfindens und gleichzeitig der Wille zur polyphonen Durchgestaltung, diese beiden musikalischen Urtriebe der Deutschen, über das für solch Unterfangen denkbar ungeeignetste Instrument, einen ungeheuren Sieg erröchten. Das Mittel hierzu war das doppelgriffige virtuose Spiel. Die ältesten Belege der Gattung finden sich bei Biber und Westhoff. Ihren Höhepunkt gewinnt sie bei Joh. Seb. Bach in seinen 3 Sonaten u. 3 Suiten für die Violine allein, aus denen die berühmte Chaconne als geradezu populär gelten darf. Erst unserer Zeit blieb es vorbehalten, diese alte Kunst in der Komposition neu aufleben zu lassen. Vor allem sind es die einschlägigen Werke von Max Reger und Paul Hindemith, die sich der Wertschätzung der Geiger erfreuen. Auch die beiden Soloviolinefonaten von Buchal bringen alte Formen, z. B. die Sique und die Fuge und machen weitgehenden Gebrauch von den alten Ausdrucksmitteln der Vollariffigkeit und der polyphonen Durcharbeitung. Die a-moll-Sonate (Nr. 1) ist viersätzig und schließt mit einer dreistimmigen Fuge. Die C-dur-Sonate (Nr. 2) hat drei Sätze. Auf das einleitende Allegro folgen die beiden Sätze, die wir zum Abdruck bringen. Das sehr weit vorzutragende Largo mit seiner weitgeschwungenen Gesangslinie, die sparsam mit harmonieanedeutenden Stütznoten unterbaut ist, entwickelt sich als dreiteilige Liedform mit verkürzter und veränderter Reprise. Darauf krönt das Werk eine temperamentvolle dreistimmige Fuge mit mehreren durch Zwischenspiele gegliederten Durchführungen, deren letzte einmündet in einen Orgelpunkt mit thematischen Einführungen und eine Schluskladenz. Unwillkürlich gedenkt man des Dichtervortes, erst in der Beschränkung zeige sich der Meister!

Wir hoffen, nachdem in den bisherigen Musikbeilagen Lieder, Klavierstücke und Chormusik geboten wurden, den Geigern unter unsern Lesern diesmal eine besondere Feinschmeckerei vorgesetzt zu haben.

Gerhard Strecke.

Zwei Sätze aus der Sonate im alten Stil

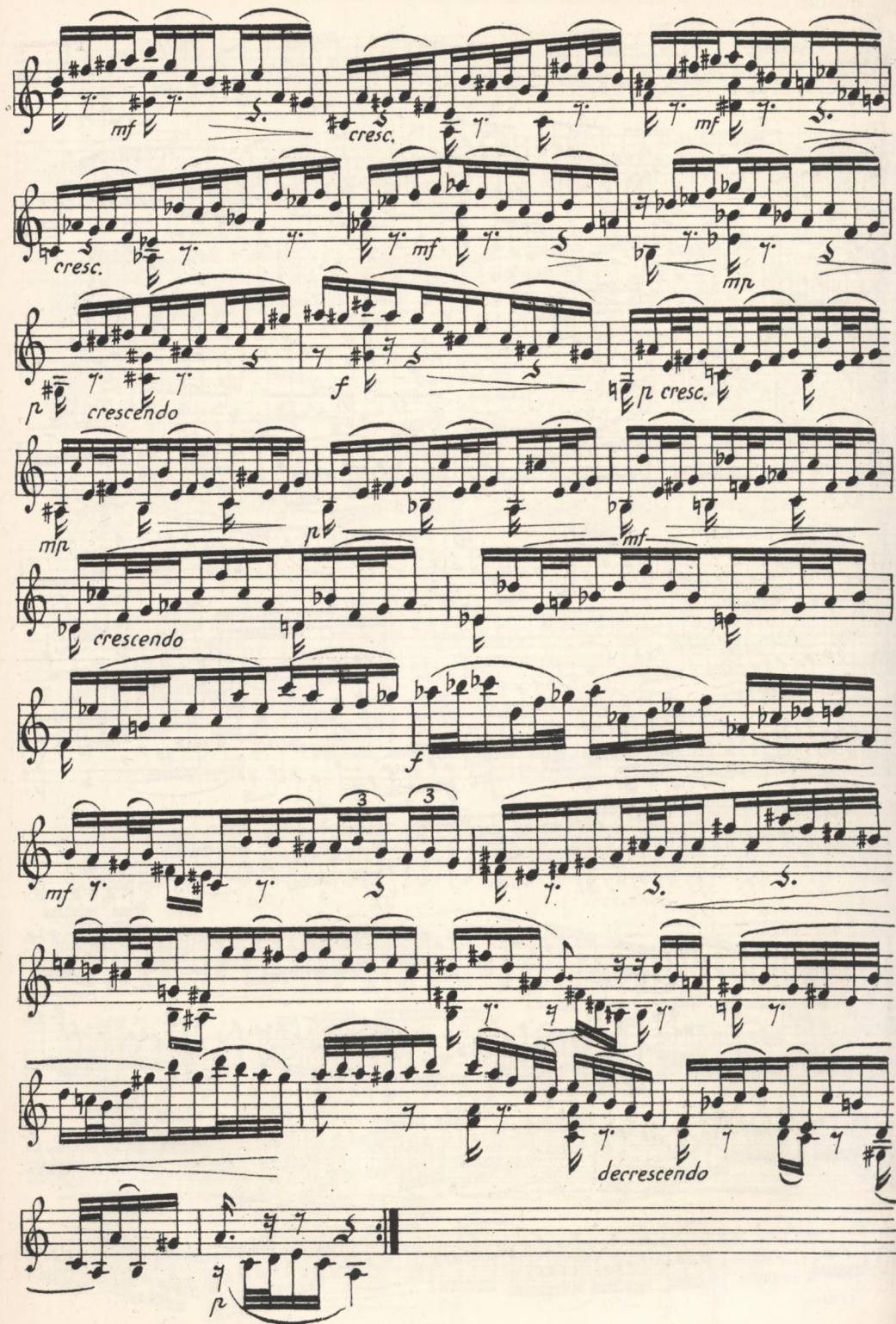
in C Dur für Violine Solo op 43 von Hermann Buchal.

Largo ♩ = 56

Handwritten musical score for a fugue, left page. The score consists of ten staves of music. The first staff begins with a forte (*f*) dynamic. The second staff includes a triplet of eighth notes. The third staff ends with a fortissimo (*ff*) dynamic. The fourth staff has a forte (*f*) dynamic. The fifth staff has a forte (*f*) dynamic. The sixth staff has a forte (*f*) dynamic. The seventh staff has a forte (*f*) dynamic. The eighth staff has a forte (*f*) dynamic. The ninth staff has a forte (*f*) dynamic. The tenth staff has a forte (*f*) dynamic. The piece concludes with a fortissimo (*ff*) dynamic and the tempo marking *Adagio*.

Fuge ♩ = 96

Handwritten musical score for a fugue, right page. The score consists of ten staves of music. The first staff begins with a forte (*f*) dynamic. The second staff has a forte (*f*) dynamic. The third staff has a mezzo-forte (*mf*) dynamic. The fourth staff has a mezzo-forte (*mf*) dynamic. The fifth staff has a forte (*f*) dynamic. The sixth staff has a forte (*f*) dynamic. The seventh staff has a forte (*f*) dynamic. The eighth staff has a forte (*f*) dynamic. The ninth staff has a forte (*f*) dynamic. The tenth staff has a forte (*f*) dynamic. The piece concludes with a forte (*f*) dynamic and the tempo marking *Adagio*.



OBERSCHLESIER!

Die einzige Funkzeitschrift, die Eure Interessen beim Schleifenden Rundfunk sachlich u. zielbewußt vertritt, ist die

Ostdeutsche Illustrierte Funkstunde

Herausgeber: FRITZ ERNST BETTAUER

Im Straßen- und Buchhandel überall zu haben.

Brauchen Sie eine

Schreibmaschine?

Lassen Sie sich die



vorführen, Sie entscheiden sich
sicher für diese?

Besondere Vorzüge:

Offene Bauart / Leichter Anschlag

Geräuschloser Wagenrücklauf

Zwangweise Grossbuchstabensperre

Überall Vertretungen,
daher Vorführungen jederzeit möglich.

MASCHINENFABRIK KAPPEL A.-G.
CHEMNITZ-KAPPEL

Gegründet 1860

OPPELNER KAFFEE-RÖSTEREI ERNST HERRMANN - OPPELN

Telefon Nr. 193

Krakauer Straße 37

Telefon Nr. 193

DER GUTE BOHNEN-KAFFEE

von anerkannt vorzüglichem Geschmack und Aroma in den
Preislagen von Mark 2,80 bis Mark 4,60 per Pfund

Versand gegen Nachnahme porto- und spesenfrei.

J. Sgodzei, Oppeln O.-S.
Fernruf 512 Krakauerstrasse 21
Kinderwagen, Puppenwagen
Korbmöbel, sämtliche Korbwaren, Metallbetten



Auch in Gleiwitz
Telefunken-Sender
darum verwendet nur



TELEFUNKEN-

Empfänger, Kopfhörer, Röhren, Lautsprecher,
Kondensatoren, Körting-Transformatoren
überall erhältlich

Telefunken-Generalvertretung für ganz Schlesien

Rundfunk G. m. b. H.
BRESLAU 2, Neudorfstrasse 5.
Fernruf Stephan 37089.

Verlangen Sie = DARMITIN = bei Kopfschmerz,
Nervenschmerz, Zahnschmerz, Reissen
in allen Apotheken
CHEMICAL COMP., BERLIN O 112 0,15 u. 0,65 RM.



Gute und preiswerte **Pianos** liefert seit vielen Jahren die Firma
J. Alfred Neumann, Oppeln, Nikolaistr. 17
Grösste Auswahl! Bequeme Teilzahlungen!
————— Mehrjährige Garantie! —————

Etwas über Wohnungs-Einrichtungen!

„Mein Heim, meine Welt!“ Das Schaffen schöner Wohnräume ist für jeden Menschen von Geschmack ein Ziel, das seinem Leben Inhalt gibt, die wohlliche Umgebung ist untrennbar mit ästhetischem Wohlbehagen verbunden.
In Zusammenstellungen von Schlafzimmern, Speisezimmern, Herrenzimmern, Küchen, Klub-, Zier- und Kleinmöbeln (unter letzteren besonders praktische Geschenkartikel) bietet Interessenten das in Schlesien bestbekannte

Haus für Wohnungs-Einrichtungen
Nawrath & Comp., Breslau 2
Gartenstr., Ecke Teichstr. — Gegr. 1888

in 6 Stockwerken ihres eigenen Geschäftshauses eine außerordentlich reichhaltige Auswahl, deren Besichtigung viel Anregung bietet und unverbindlich ist. Diese Ausstellung bringt auch u. a. Darstellungen, wie man einen traulichen Platz für Geselligkeit und frohe Stunden schafft usw., sie propagiert in bestem Sinne moderne Wohnkultur und Raumkunst, ein Gebiet, das eine Fülle des Schönen bietet. Dieses Schöne verehrlichen Interessenten näher zu bringen, sie damit vertraut zu machen, ihre Begleiter des täglichen Lebens — gute Möbel — äussert preiswert in einwandfreier Verarbeitung und Material wie auch geschmackvoller Ausführung zu beschaffen, diese Aufgabe hat sich die Firma als ihre erste und vornehmste gestellt und während ihres beinahe 40 jährigen Bestehens auch gewissenhaft erfüllt. Bei 2 bisher von der Firma beschiedenen Spezialgewerbe-Ausstellungen hat sie für die von ihr ausgestellten Innen-Einrichtungen in beiden Fällen in Anerkennung hervorragender Leistungen die Goldene Medaille erhalten.

Sie kaufen Radioapparate
im ersten Spezialgeschäft
am besten und billigsten!

Warum?

1. Sie finden große Auswahl.
2. Die Apparate werden unverbindlich in Ihrer Wohnung vorgeführt.
3. Sie können in bequemen Ratenzahlungen zahlen.
4. Ihre Anlage wird von uns kostenlos überwacht.

Unsere 3 Lieferwagen regeln den Verkehr mit unserer Kundschaft in Stadt u. Land, obwohl unser Unternehmen in Oppeln ansässig ist.

Radio-Haus „Tehag“
das führende Fachgeschäft Oberschlesiens
OPPELN, Krakauer Str. 45

Die Programme

der Schlesischen Sender
werden reichhaltig
illustriert und erläutert
in der

Schlesischen Funkstunde

dem offiziellen Organ
der Schlesischen Funk-
stunde A. G.

Schlesischer Funkverlag
G. m. b. H.
Breslau 18

Rasierflingen

25 Stück .. 2,25 Mark }
50 Stück .. 3,70 Mark } Frei dort
100 Stück .. 6,50 Mark }

Bei Nichtgefallen Geld zurück!

Fa. v. Münchhausen, Wesermünde-L. 55

Hohen Ansprüchen genügt

Schott Nr.2

*Das Meßbuch
der heiligen Kirche*

herausgegeben von Pius Bihlmeyer O.S.B.

*Das beliebteste aller Laienmeßbücher
Über 600 000 Stück sind verbreitet!*

*Die genauen Meßformulare
für alle Tage des Jahres*

Die täglich gleiche Meßordnung und die vollständigen Texte hoher Festtage lateinisch und deutsch mit vielen praktischen Erklärungen

Die übrigen Meßgebete aller Tage in guter deutscher Übersetzung, ebenfalls erklärt

Ungeahnte, ergreifende Schönheit im tiefen Sinn ehrwürdiger Worte und Zeremonien des heiligen Opfers erschließen trefflich sprechend geschriebene Kapitel über Geschichte und Wesen der Meßliturgie, die jeder Katholik mit wahrer Freude liest.

Reicher Gebetsanhang / Kirchenkalender
Zeittafel / Register usw.

1144 Seiten

Geb. in Leinwand mit Rotschnitt 6 M

Bessere Einbände bis zu den feinsten
Ganzlederbänden von 7 Mark bis 30 Mark

Verlag Herder / Freiburg im Breisgau

Sucht der Schlesier

Anregung, Belehrung, Unterhaltung aus dem unerschöpflichen Born schlesischer Kultur, schlesischen Schrifttums, so greift er

mit Vorliebe

zu der weder parteipolitisch noch konfessionell gebundenen, allumfassenden Zeitschrift

Schlesische Monatshefte

★

Sie werden die schlesischen Monatshefte ständig lesen wollen, wenn Sie einmal ein Probeheft gesehen haben. Einzelheft RM. 1,—. Erhältlich im Buchhandel und beim Verlag Wlth. Gottl. Korn, Zeitschriftenabteilung, Breslau I, Junkernstraße 41/43.

★

Die gediegene Geschäftswelt

gibt ihre Anzeigen dem „Oberschlesier“

Man verlange den Anzeigentarif!



Paul Plontke

Der letzte Mohikaner